Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart
Begründet von Friedrich Michael Schiele
V. Reihe — 21. Heft

Dr. theol. F. Koehler,
Pfarrer in Berlin

Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege.

1. und 2. Tausend

D
639
R4
K63
1917
GTU
Storage

...en 1917 ++ J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
Einfache Nummer 50 Pf., gebunden 80 Pf.
Doppel-Nummer 1 M., gebunden 1 M. 30 Pf.

A. g. XIII.

BERKELEY, CALIFORNIA

Volksbücher.

Nummern im Preise von
e Hefte gebunden 80 Pf.,
ısset, Jesus [Doppelheft]
M. 1.–.) Im Abonne-

bücher zwanglos. Preis
t M. –.40, kartoniert
80, kartoniert M. 1.10.

n erhalten alle bis Ende
e) geheftet für M. 45.35,
). 74.10.
handlichen **Bänden** zu-
Religion des Alten
ıde.) **Die Religion des**
Reihe ist abgeschlossen.)
ionsvergleichung. (Bis
ichte. (Bis jetzt erschie-
Religionsphilosophie.
o Band geb. M. 3.60.
en zu Diensten.

ionsgeschichtlichen Volks-
in Sammelbände binden lassen wollen, stehen die entsprechenden Einbanddecken mit Titelbogen zu allen Bänden zur Verfügung. Zehn solcher Einbanddecken liegen bereits vor. Preis jeder Einbanddecke mit Titelbogen 70 Pf.

Der Verlag.

Von meinen

Grünen Heften

erschienen neu: 1917 Nr. 1:

Zum Reformationsjubiläum 1517–1917.

Das Heft enthält eine Zusammenstellung der in meinem Verlage erschienenen Bücher, die sich mit Luther und mit der Reformation befassen.

1917 Nr. 2: **Im dritten Kriegsjahr 1916/1917**

Kriegsliteratur. Feldausgaben. Kriegschirurgie. Rechts- und Staatswissenschaften.

1917 Nr. 3: **Im dritten Kriegsjahr 1916/1917**

Theologie. Philosophie. Kunstdenkmäler. Pädagogik. Schulbücher. Lehrbücher.

Die Hefte stehen Interessenten unentgeltlich zur Verfügung.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.)

Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege.

von

Dr. theol. **F. Koehler,**
Pfarrer in Berlin.

Religionsgeschichtliche Volksbücher
für die deutsche christliche Gegenwart.
Begründet von Friedrich Michael Schiele.
V. Reihe: Weltanschauung u. Religionsphilosophie. Religiöses Leben der Gegenwart. 21. Heft.

1. und 2. Tausend

Tübingen
1917

J. C. B. Mohr
(Paul Siebeck)

GRADUATE THEOLOGICAL UNION
LIBRARY
1962

Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library

A. g. XIII.

D
639
K9
K63
1917

Copyright 1917 by J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

E053.06
K818z

Zur Einführung.

Die Entwicklungsgänge des religiös-sittlichen Bewußtseins im Weltkriege in großen Linien darzustellen, ist nur dann ein aussichtsvolles Unternehmen, wenn es gelingt, eine einigermaßen umfassende Uebersicht über gut bezeugte Aeußerungen desselben von einem ganz bestimmten Standort aus zu gewinnen. Im christlichen Glaubensbewußtsein soll er hier genommen sein d. h. in der Ueberzeugung davon, daß der Inhalt und die Art des an Christus sich gestaltenden Gottesglaubens den höchsten Gradmesser für die Wahrheit und den Wert alles Lebens überhaupt bedeutet. Das mag nicht immer in allen Aeußerungen der Kriegsteilnehmer klar zutage getreten sein, und auch gegenteilige Kundgebungen mögen genug vorliegen. Auf diese wird nur im Rahmen jener eingegangen werden. Es ist auch nicht dies die Absicht, statistisch aus einer gewissen Summe von Aeußerungen den allgemeinen Stand des religiös-sittlichen Bewußtseins festzustellen. Darum allein handelt es sich, einen Einblick in das Seelenleben derer zu gewinnen, die ihr Leben im Kriege irgendwie am Glauben orientierten und zwar zunächst bezüglich eines Einwirkens Gottes auf ihr Leben und der daraus sich ergebenden Erkenntnis Gottes; sodann bezüglich einer Verarbeitung dieses Gotteserlebnisses in Gesinnung und Tat. Welche Ueberzeugungen und Handlungen löste der erlebte Gott in den Gläubigen und durch sie aus, und wie rechtfertigten sie ihr Tun und Lassen im Kriege vor ihrem gottberührten Gewissen? In einem 3. Teil wird dann das Erlebnis Gottes nach der Seite der Weltanschauung zu erweitern sein: Wie ist die Welt zu werten, in die uns Gott durch diesen Krieg versetzt? Welche Auffassung der Welt wird die beiden Größen am besten gerecht werdende sein? Und endlich: in welche Beleuchtung rückt der Glaube an das Leben (in Gott) den Tod? Die wichtigsten Fragen und Aussagen des religiös-sittlichen Bewußtseins werden in diesen Rahmen sich spannen lassen. Und es ist weiter der Standort mitten in dem seit fast 3 Jahren entwickelten Kriege und seinen Erfahrungen genommen. Vieles, was bei seinem Ausbruch und Anfang an solchen hervortrat, ist an anderer Stelle erörtert. (Siehe Religionsgeschichtl. Volksbücher V, 19.) Und das letzte Wort wird vielleicht erst nach Jahrzehnten des beendeten Krieges oder erst in der Ewigkeit gesagt werden können.

Aber hier soll der Versuch gewagt sein, auf Grund eigener und fremder, mündlicher und schriftlicher Erfahrungen im Kriege selbst und in der Lazarettseelsorge aufzuweisen und darzustellen, wie der Glaube die Schrecken des Krieges als Kraftantriebe und Segen erlebte, und welch innerer Gewinn selbst aus diesem Kriege einem Volke werden

15628

kann und ward, das bewußt und klar Glaubende zu Trägern des Kriegserlebnisses und zugleich zu stillen, aber wirkungsgewaltigen Verkündigern des Gottesgeheimnisses hatte. Gewiß wird manches dabei im Gärungs- und Werdezustand sich zeigen. Aber dem Tieferblickenden werden schon die großen Entwicklungsstufen sich zeigen, die in die Höhe führen und in eine verheißungsvolle Zukunft.

A. Gott und Glaube.

I. Welche Eindrücke gewinnt der Glaube vom Wirken und Wesen Gottes?

a) „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkel wohnen." 1. Kön. 8, 12. „Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann." 1. Tim. 6, 16. Zwischen diese beiden scheinbar einander widersprechende Aussagen des Alten und des Neuen Testaments sah und sieht sich der Glaube immer wieder aufs Neue gestellt. Gewiß, Gott trat dem Gläubigen in oft überwältigender Offenbarung aus dem Dunkel des Kriegsgeschehens hervor, und der Glaubende erfaßte in blitzartiger Erleuchtung beseligend etwas von dem Licht, das Gott sonst für sich allein hat — aber die harte Wirklichkeit des Krieges drängte ihn immer wieder ins Dunkel zurück. In ergreifenden Zeugnissen tritt uns diese Erfahrung gerade bei den Gottgläubigen entgegen, zumal angesichts der unvermuteten Länge des Krieges, nicht so zwar bei den Stürmenden als bei den Sterbenden, Leidenden, Gefangenen. „Hüter, ist die Nacht schier hin? Hüter, ist die Nacht schier hin?" Es läßt sich nun freilich gerade unter diesem Ansatz eine Linie verfolgen, auf der das Dunkel Gottes als ein heiliges Geheimnis empfunden und schweigend verehrt wird. Wer will ihn zwingen, hervorzutreten, wenn er es für gut hält, annoch im Dunkel zu verharren! Gib dich zufrieden, liebe Seele! „Es kommt dein Gott mit einem neuen Tag." „Sein Morgen muß doch kommen." Sein harren alle Frommen. Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf mit Macht herein. Vorerst ist das Dunkel menschlicher Schuld noch zu groß, das ihn uns verschleiert. Und die Augen der schuldbeladenen Menschen sind gehalten, den waltenden Gott zu erkennen. Ueberhaupt ist es nicht die Art Gottes, im strahlenden Lichtgewand allen Augen sichtbar dieser Welt zu erscheinen. Er tritt nirgends heraus, sondern offenbart sich nur durch alles hindurch. Es gibt keine besonderen Kundgebungen

Gottes, wie es Manifeste der Fürsten und Verordnungen der Heerführer gibt: Gott geht „in Masken" einher. Er verbirgt sich im Unscheinbaren. Oft ist das dunkle Gewand eines schweren, trüben Schicksals die Umkleidung, die er wählt, um sich nicht von jedermann gleich erkennen zu lassen. Und nicht überall, wo wir Licht sehen, ist Gott. Nur in seinem Licht sehen wir das Licht. Und nur wem er die Augen öffnet, sieht seine tiefverdeckten Spuren. Der Glaube aber ahnt Gott in allen Dingen als den, der dahinter steckt und lebt und durch sie auf uns einzuwirken sucht. Er stellt sich uns nicht so, daß wir ihn zur Rede stellen könnten. Gott ist im Schweigen und in der Stille. Dann wieder tritt er uns entgegen wie ein Feind, mit dem wir schwer ringen müssen. Aber wenn wir mit ihm tapfer kämpfen, dann segnet er uns. Gott will, daß wir ihm seine Verborgenheit abringen. Denn er will, daß wir durch ihn Kraft werden und er Licht in uns. Dieser lange, schwere Krieg insonderheit zeigt uns, wie wenig wir Menschen eigentlich tun können, um den Gang der Ereignisse zu bestimmen. Wie oft kam alles ganz anders, als wir berechneten. Wir fühlen aber auch gar sehr deutlich, daß wir tun müssen, wozu eine höhere Macht uns zwingt. Und von der Erfahrung dieser höheren Macht bis zur Hingabe an eine höchste Macht, die alles bestimmt und uns ganz bestimmt, ist nur ein Schritt, ein bedeutsamer gewiß, aber auch ein für alle gangbarer und von vielen zu ihrem Segen gewagter. Die überwältigende Art der uns immer wieder mit elementarer Gewalt bestürmenden und erschütternden Kriegsereignisse — das ist ganz die Weise des aus Verborgenheit und Nacht heraus wirkenden Gottes, der uns seines Wesens unendliche Tiefen aufleuchten läßt, damit die erschreckten Gewissen die Abgründe schauen und den geheimnisvollen Hintergrund des gewaltigen Geschehens, und zitternd Fühlung suchen mit dem Urgewaltig-Heiligen. Es ist eine durch die Geschichte mannigfach bezeugte Tatsache, daß in einem Volke immer dann die Religion besonders lebendig und wirkungsgewaltig wird, wenn die Notzeit des Krieges alles Bestehende in Frage stellt und die von ihm Betroffenen zwingt, ihr Leben auf ganz andere Weise auf Gott einzustellen als in den langen verweichlichenden Friedenszeiten. So leicht und sicher, wie es in ihnen schien, läßt Gott sich nicht gewinnen. Er wirft durch den Krieg eine harte Wirklichkeit in unser Leben hinein, und gerade in und aus ihr will er sich s e i n e Wirklichkeit in schwerem Kampf abgerungen wissen, damit der Glaube selbst desto stärker, wetterfester, unerschütterlicher werde. Die leidenschaftliche aber auch leichte, weil natürliche Kriegsbegeisterung bei Kriegsbeginn, die in trotzigem Vertrauen auf den der gerechten Sache helfenden Gott seiner im Ansturm mächtig zu werden gedachte, sollte

sich abklären, vertiefen und verfestigen durch einen stetigen, herben Glauben an den Gott, der nicht mit einem Mal da ist, wenn wir ihn rufen noch nach unserem Belieben aus seiner Verborgenheit hervortritt.

b) So hat uns denn gerade die Länge und Schwere dieses Krieges gezeigt und zeigt uns noch, daß Gott letztlich eine über alles menschliche Wissen und Wägen unendlich hinausgehende Größe ist. Er ist unvergleichlich mit allem, was wir Menschen groß nennen. Er hat seine eigene Größe und ist nur an sich selbst zu messen. Es ist Vermessenheit, Gott in bestimmte von uns gewünschte Verhältnisse und Ereignisse hineinzuzwingen. Er waltet souverän und läßt sich von niemand dreinreden. Ja er spottet aller menschlichen Berechnung. Nicht selten ist er im Kleinsten und Wunderlichsten zu finden und geht am uns Größten ohne Gruß vorüber. Er zeugt in die Dinge hinein seine eigene Vernunft. Die Menschen glaubten sein Walten einteilen zu dürfen in heilige Geschichte und profanes Weltgeschehn, und nur durch jenes sich mit ihm in lebendige Fühlung setzen zu können. Jetzt lernen sie, daß auch die profanste Profangeschichte eine Offenbarungsstätte Gottes ist. Dieser Krieg ist des Zeuge. Kaum je hat Gott sonst so gewaltig als durch ihn zu den Menschen geredet. Und es ist nicht so die Vergangenheit, in der und durch die Gott zu uns redet. Ihr können wir nur schwer und kaum noch mächtig werden. Aber was uns unmittelbar ergreift, worin Gott nach uns greift, ist das gegenwärtige Weltgeschehen. Was sollen uns jetzt ausgeklügelte Theorien über die Einwirkungsmöglichkeiten Gottes, jetzt wo wir seine Wirklichkeit in seiner kraftvollen Wirksamkeit unmittelbar und handgreiflich spüren, jetzt wo er uns an die tiefsten Wurzeln unseres Lebens greift. Wer jetzt nicht Gottes Hand spürt und ergreift, der faßt sie nie und faßt ihn nie. Und Gott ist nur Gott, wenn er in allem seine Hand im Spiel hat, und wenn alles, was da ist, für ihn da ist. Gewiß Gott muß sich jetzt dem Einzelnen versagen, oder vielmehr von den Einzelnen als ein sich Zurückziehender, nicht deutlich genug Hervortretender, ja ihn verlassen Scheinender empfunden werden. Aber ist es Christus am Kreuz anders gegangen? Und doch war Gott zur Stelle, war in ihm und wirkte unermeßlichen Segen durch ihn. So braucht Gott oft den Einzelnen dazu, daß er ihm das Ganze, das Menschengeschlecht, ein ganzes Volk retten und bewahren hilft. Auf das Wohl des Ganzen, der Gattung, ist sein Augenmerk gerichtet. Gott mit der Gattung im Bunde triumphiert über das Ich und das Individuum; er zwingt sie in den Dienst der Gattung, des Gemeinwesens, und er bringt sie so aus ihrer unwirksamen Vereinzelung zu ihrer ureigenen, ewigen Bestimmung.

c) Gott ist auch im Zerstören. Er muß niederreißen, was er nicht gebaut hat. Er zerschlägt im Kriege, was wir unbefugter Weise zwischen ihn und uns gestellt hatten. Er muß erst all den Schutt hinwegräumen, der als unfruchtbares Geröll zwischen ihn und sein werdendes Reich sich türmt. Die Scheinpracht einer armseligen, entsittlichenden Weltkultur zerschlägt Gott in tausend Trümmer. Aber nur weil er von sich aus eine neue Welt aufbauen will. Der Krieg ist ihm Werkzeug zu beidem, zum Zerstören und zum Aufbauen. Was nur wert ist, daß es zu Grunde geht, muß untergehen und darf das Land nicht hindern, das Gott nach seinen Plänen bebauen will. Es waren zu viel stagnierende Gewässer da; durch den Krieg sind ihnen Abzüge geöffnet. Es war zu viel Giftstoff im fiebrig tobenden Menschheitskörper; durch den Krieg brachte ihn Gott zum Ausschwären. Es wuchsen die geilen Triebe zu wild; mit kräftigem Schnitt tilgte sie das heilige Winzermesser, um der gereinigten Rebe neue Kraft zuzuführen. Wie wahnsinnig gebärdet sich das Böse; so soll es sich in sich selbst verzehren. Feuerfunken des Weltenbrandes stäuben über die Erde; so will aus dieser Glut das Göttliche, von allen Schlacken menschlicher Schmach und Schuld befreit, seine Auferstehung feiern. Die Erde erbebt samt allen ihren Menschen. So will Gott ihrer aller Antlitz zu sich zwingen, daß sie alle auf ihn merken und fühlen, daß er die letzte Kraft ist. Seiner Liebe Werben wiesen sie zurück. So sollen sie wissen, daß sein Wille auch ohne Liebe zu haben ist, als die Kraft, die in den Tiefen erschüttert, und der alle Welt zu wenig zum Widerstande ist. Diese reine Kraft muß walten, bis die Menschen wieder durch schweres Kriegsleid geläutert, für die Erweisungen der göttlichen Liebe Verständnis und Empfänglichkeit besitzen. Gottes Liebe besteht nicht darin, daß sie uns erweist, was uns angenehm ist, sondern daß sie uns so gestaltet, wie er uns brauchen kann, durch tiefste Erschütterungen neue Menschen aus uns schaffend. Gott hat die Menschen durch den Krieg gezwungen, weniger von ihm Worte zu machen, als ihn sprechen zu lassen in seiner Kraft. Diese Kraft Gottes schlägt, zerschlägt, beugt tief in den Staub. Sie kommt über uns als harte Notwendigkeit, als eiserner Zwang. Sich unter ihn beugen, heißt noch nicht Religion haben. Sie beginnt erst mit dem Aufgerichtetwerden, dem Erstraffen, dem sich Gott Entgegenstrecken. Das erst und da erst ist Glaube, wenn die niederzwingende Kraft zugleich als aufhelfende Liebe gefühlt wird.

II. Welche Ausprägungen schuf sich der Glaube unter dem Einfluß des waltenden Gottes?

a) Das Gotteserlebnis, das der Krieg in vielen Herzen schuf, war ebenso gewaltig in seiner Wirkung, wie un-

mittelbar und elementar in seiner Art. Aus dem Frieden trugen sich wohl die meisten noch mit erkünstelten und reflektierten, mit an- und abgequälten Gotteserlebnissen herum, mit angelernten und eingeimpften Lehraussagen über Gott, die in der Stickluft eines faulen Friedens ein kümmerliches Stubendasein fristeten. Da kam der Krieg mit der Wucht eines elementaren Sturmes. Da brausten die Stürme eines neuen Geschehens über eine erschütterte und erschrockene Erde. Was nicht brechen wollte, mußte sich beugen und tiefer die Wurzeln strecken. Und dieses lebenshungrige Sichanschmiegen an die neue Wirklichkeit, dieses Bestehenwollen mit und in ihr — das war der neue Glaube. Er sah viele seiner bisher liebsten Vorstellungen erschüttert, zerbrochen; wollte er nicht selbst mit ihnen zugrunde gehen, so mußte er sich eine neue Wirklichkeit und mit ihr einen neuen Inhalt und mit ihm einen neuen Halt schenken lassen. Alle, die aus der Wirklichkeit des Weltkrieges die Stimme Gottes heraushörten, denen wurde beides zuteil: mit dem neuen Inhalt ein unerschütterlicher Halt, das Anklammern an die letzte Wirklichkeit, ein Ringen mit ihr und dann ein sieghaftes Besiegtwerden durch sie. So gewann gerade im Weltkriege der Glaube seinen eigentlichen Charakter wieder, den er nie bei uns hätte verlieren dürfen: die Befestigung des Lebens aus stärkstem Ringen mit schwersten Widerständen zu sein. Der Glaube ist alles andere eher als jedermanns Ding oder eine kampflose Selbstverständlichkeit. In ergreifenden Zeugnissen und Zügen haben es die, die durch den Krieg gläubig wurden, geschildert, wie die ungeheuren Spannungen des Krieges ihre Seele für den Glauben erst in Verfassung setzten; wie sie ihn in Spannung mit der grausamen Wirklichkeit des täglichen Lebens diesem erst immer wieder aufs Neue abringen mußten, wie er dann aber desto kräftiger auflebte und sie gegen alle Wechselfälle und Ueberraschungen feite. „Auch der gereifteste Glaube", bekennt ein Erfahrener, „hat täglich um seine Existenz zu ringen in heißem Kampf."

b) Zwang so der Krieg dem Glauben seinen Kampf-Charakter auf, so kam ihm erst recht das große Gehorchenmüssen zugute. Aus dem Schlendrian einer tief ausgekosteten Freiheit waren viele in den Krieg gezogen. Seine eiserne Zucht zwang sie, sich unterzuordnen, von allen selbstischen Interessen abzusehn und einen gesunden, höheren Willen wie eine Offenbarung und wegweisenden Beruf hinzunehmen: das alles kam dem Verständnis für den Glauben zugut, der als Gehorsam beginnt und in der Freiheit der Zuchtgeübten gipfelt. Blinder Gehorsam, auch wo man die letzten Ziele, ja nicht einmal die nächsten Zwecke einsieht, — die Augen schließen und blindlings der Führung vertrauen:

das ist die Lebensluft, in der, wie sonst nirgends, der Glaube gedeiht, der seines Gottes allein im Gehorsam gegen seinen Willen gewiß und froh wird. Und nicht bloß durch die Zucht des Gehorsams erwies sich der Krieg als trefflichen Lehrmeister des Glaubens. Er schrieb es mit Lapidarschrift in die Herzen, daß allein durch Aufgeben des Eigenwillens, durch mutiges Vertrauen und Opferbereitschaft die notwendigen Vorbedingungen für den Glauben, erst die Fassungsorgane für ihn gewonnen werden. Und wenn Schlagfertigkeit des Heeres und blitzesschnelle Entschlußkraft seiner Führer die den Sieg sichernden Momente sind, so feiert der Glaube seine sichersten Siege bei den Menschen, deren Willen der Krieg zu beiden gestählt hat. Zu dem, der j e t z t will und die Ewigkeit in seine Zeit zwingt, spricht der Glaube sein Ja und Amen. —

ç) D i e s e r W e l t k r i e g erwies sich uns Deutschen aber noch in besonderer Weise a l s E r z i e h e r z u m G l a u b e n. Er zerbrach uns so gut wie alle irdischen Stützen. Er ließ uns irre werden an fast aller Welt; er ließ uns inne werden des weltüberlegenen Gottes. Er stieß uns hinein in eine schier grausame Vereinzelung. So blieb uns gar niemand anders übrig als „der große Alliierte im Himmel". Unser auf die Menschheit gerichteter Glaube mußte völlig zusammenbrechen, damit er ganz frei würde für Gott. Von aller Welt verlassen, verleumdet, verfolgt, konnten wir uns mit gutem Gewissen zu Gott flüchten, der groß genug ist, um unseren ganzen Glauben und unseren Glauben ganz zu füllen und zu stillen. So braust es in diesen beiden Grundakkorden als siegkündender Schlachtgesang aus der tiefsten Seele unseres beides erfahrenden Volkes: „Und wenn die Welt voll Teufel wär' — ein feste Burg ist unser Gott." Dieser aus solcher Erfahrung unendlichen Leids geborene Glaube konnte tiefster, reifster Glaube werden. Das ganze Leben, des Einzelnen wie des Volkes, erwies sich uns durch unvorhergesehene Wechselfälle und immer neue Feindschaften als völlig unberechenbar und durch eigenen Willen allein unbestimmbar. Die große Irrationalität des Menschenlebens kam uns mit erschreckender Deutlichkeit immer mehr zum Bewußtsein. Das aber ist die Lage, in der das Heilige, der Heilige eingreift. Wo eine gutgemeinte Politik am Neid und Haß der Welt zerbricht, erbaut sich ein politeuma, ein Staatswesen im Himmel. Gott wollte, wir sollten einsehen, daß wir nur noch im innigsten Bunde mit ihm weiter kommen. Er stellte uns vor die letzte Wahl und die höchste Entscheidung. Und es bleibt uns in der Tat kein anderer Ausweg übrig als der Heimweg zu ihm. Der Schritt von der Undurchführbarkeit und dem Scheitern menschlicher Berechnungen hin zum Glauben an Gottes Regierung und Führung ist uns nie so klar und zwingend gemacht wie jetzt, wo wir vor letzten Ent-

scheidungen stehen, die das Zusammenraffen und das Emporstraffen unserer letzten Kräfte erfordern. Wir können sie nur zur Entfaltung bringen in einer unbedingten und völligen Neuorientierung unseres inneren und äußeren Lebens an Gott. Und es ist erhebend und tröstlich zu erfahren, wie gerade die besten Führer unseres Volkes, die uns schon Unermeßliches geleistet, wie unser Kaiser an der Spitze, wie Hindenburg und Mackensen, ebenso wie Bethmann und Zeppelin ausgesprochenermaßen von dem Glauben durchdrungen sind und leben, daß Gott das Beste und Entscheidende fügen muß, wenn wir mit unseren Kräften bis zum Endsiege aushalten sollen.

d) Man kann diesen Glauben den Vorsehungsglauben heißen, und er ists, der nicht die schlechtesten Triumphe auf den Schlachtfeldern gefeiert hat und noch feiert. Man hat ihn nicht ausreichend befunden und nicht in die letzten Tiefen gehend. Deshalb will man ihn nicht als Wesensbestandteil der Religion gelten lassen, weil er die Frommen in einem Egoismus befangen erscheinen läßt, der ihnen nicht ansteht. Und in der Tat ist ja weithin die Ueberzeugung vertreten, daß Gott nur dazu da sei, um lediglich das leibliche Leben zu schützen. Darauf läuft auch die oft angewandte Weise des Psalmwortes hinaus: „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen!" Gewiß mag dieser Glaube vielen Trost, Mut und Kraft ins Herz gegossen haben. Aber das Letzte und Beste, was der Glaube an Gott hat und aus Gott holt, ist diese Art Lebensversicherung nicht. Der rechte Glaube verlangt für sich keine besonderen Wunder als Belohnung seines Gottvertrauens, kein direktes Eingreifen Gottes zur Rettung aus jeglicher Lebensgefahr. Dem widerspricht auch die einfache Erfahrung des täglichen Lebens im Kriege. Oft rafft er gerade die Besten hinweg. Wie sollten etwa die übrig und verschont Bleibenden sich für die Lieblinge der Gottheit halten und über Krüppel und Tote das Gericht der Gottesfernen sprechen dürfen? Nein, je länger je mehr hat sich die gesunde Ueberzeugung durchgesetzt, daß Gott nicht zur Schutzmacht des leiblichen Lebens und seiner ängstlichen Erhaltung herabgesetzt werden darf. Es soll niemand verwehrt sein, Gottes inne zu werden als des Retters aus Todesgefahr, als des Beschützers in allerlei Not des Leibes: so mag es gelten im Bewußtsein der Dankbaren im Einzelfall. Aber es ist ein verhängnisvoller Irrtum und zugleich ein Zeichen abergläubischer Selbstüberhebung, aus der Tatsache der eigenen Bewahrung den Schluß zu ziehen auf die eigene sittliche Bewährung im Urteil Gottes einerseits, auf die Verwerfung der Todgeweihten andrerseits. Der Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über

Gerechte und Ungerechte, läßt über Böse und Gerechte die Todesboten kommen und läßt unversehrt Gute und Ungerechte. Das allein aber unterscheidet die Guten von den Bösen, in welcher inneren Verfassung sie das Geschick ereilt, und wie sie es hinnehmen: mit der Verzweiflung des murrenden Trotzes oder in der Kraft und Zuversicht des getrosten Glaubens, der da weiß, auch der Tod kann mich nicht trennen von dem lebendigen Gott. Schrecklich bleibt es, in seine Hände zu fallen unbekehrt, auch wenn man tausendfach gerettet heimkehrt aus dem Kriege. Und es ist ein seliges Sterben, wenn der Gläubige das erste Schlachtopfer des Krieges geworden sein sollte.

e) Darum muß es das ernsteste Streben sein, von der Erfahrung des lebendigen und gegenwärtigen Gottes hinzugelangen zu der des heiligen und gnädigen Vaters. Dazwischen aber steht der richtende Gott. Ist der Krieg als Ganzes ein großes Gericht, so soll er es nicht minder sein für jeden einzelnen Gläubigen. Lasse sich richten durch ihn, wer durch Gott gerettet sein will. Es ist nicht genug, daß der Kriegsbeteiligte sich durch die Nähe des im Kriege besonders spürbaren Gottes ergriffen fühlt und es zu Schauern der Ehrfurcht oder zu Hymnen der Dankbarkeit bringt. Dabei kann das Zentrum des Herzens unberührt und unverändert bleiben. Wer nicht durch den Krieg hindurchging wie durch ein Gericht und Läuterungsfeuer zur Sinnesänderung, der hat weder den Sinn des Krieges noch die Absicht Gottes verstanden, und der Krieg wird ihm zum Fluch! Zum Segen aber wird auf jeden Fall auch der schrecklichste und längste Krieg dem, der seine Seele durch ihn lösen ließ von ihrem Bann, von dem Verhängnis seines in Eitelkeit, Selbstsucht und Weltliebe verstrickten Lebens. Wer nicht ganz anders aus dem Krieg hervorging, als er in ihn hineintrat, der hat ihn vergeblich erlebt, und wenn er tausend Leben aus ihm mitbrächte. Es genügt, wenn er das neue Leben aus ihm gerettet hat, und wäre er auch darüber zum Krüppel geworden. Dem Leben unverdient wiedergeschenkt, faßt er fortan sein ganzes Leben als ein Geschenk der ihn bewahrenden Gnade auf. Er blickt nun mit ganz anderen Augen in die Welt und sieht sie in einem neuen Licht. Er hat eine neue Orientierung gewonnen und findet sich sieghaft hindurch zum Ziel. „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd', was Christus mir gegeben, das ist der Liebe wert!"

f) Mit dieser Charakterisierung des Glaubens in seinem Verhältnis zu Gott sind wir auf eine abschließende Höhe gelangt, die alles überragt, weil von hier aus die ganze Welt überwunden dem Glauben zu Füßen liegt. Bedarf es da noch des Seitenblicks auf die Abart und Unart des Aberglaubens, wie er sich

im Vertrauen auf den Schutz von sog. Himmelsbriefen, Kettengebeten und Amuletten äußert? Gewiß sie mögen lange und bei manchen als elende Surrogate des Glaubens vorgehalten haben — in dem Augenblick und Fall aber, wo sie versagten (und wie gar oft haben sie versagt), hatten sie mit der Enttäuschung, die sie brachten, auch eine Erschütterung des an sich schon schwachen Glaubens herbeigeführt; ihre Träger wurden in einen tiefen Fall hineingezogen, so daß sie oft an allem verzweifelten. Gewiß, es mag auch nicht selten vorgekommen sein, daß das Neue Testament als Talisman benützt und wie andere Gaben aus liebender Hand in naiver Weise oder um den Geber nicht zu kränken, am Herzen getragen wurde, vielleicht auch als Kugelfang dienten und das Leben retteten — wer wollte hier aburteilen? Aber weit höher und reiner steht doch der Glaube da, der „aus dem Kugelregen" heraus die Melodie des Lebens vernahm: „Ich steh in meines Herren Hand und will drin stehen bleiben; und wenn zerfällt die ganze Welt: wer sich an ihn und wen er hält, wird wohlbehalten bleiben."

III. Welche Folgerungen ergeben sich aus I) und II) für die christliche Glaubenslehre?

a) Nicht die einzelnen als Dogmen formulierten Lehren haben sich im Kriege als Lebenswecker und Trostkräfte bewährt und bewahrheitet; wohl aber sind andrerseits unbeachtet gebliebene oder unverstandene Glaubenslehren, in denen wirkliche Lebenskraft steckte, zu neuem Leben und zu neuer Geltung gelangt. So hat der Krieger für Dogmen wie Trinität, Menschwerdung, Kenose u. a. keine praktische Verwendung gefunden. Wohl aber sind verschüttete Glaubensanschauungen wie Opfer, Stellvertretung, Gnadenratschluß mit Recht zu erneutem Ansehen und praktischer Durchschlagskraft gelangt. Für den ebenso kunstvoll wie künstlichen Schematismus der Heilsordnung mit seinen 5—9 Stufen (Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Buße, Glaube, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Heiligung, Vollendung) hat der Soldat im Felde und in der Kriegsnot keine Verwendung gefunden. Gott selbst hat, wie es bei einem orthodoxen Theologen heißt, den Schematismus dieser Heilsordnung durchbrochen und umgekehrt und uns „auf schlichtesten Grundlagen unserer Frömmigkeit mit Macht zurückgeworfen." Ist das aber der Fall, dann werden wir nicht auf die Annahme bestimmter Lehrformulierungen oder Gedanken-Anordnungen ein entscheidendes Gewicht legen dürfen, sondern alle Glaubensaussagen vielmehr daraufhin untersuchen, ob sie Leben darstellen, Glauben bezeugen können. Der Krieg hat uns unweigerlich und klar bestätigt, daß wirkliches Leben nur durch

die Berührung mit dem lebendigen Gott selbst geweckt und gefördert wird, und daß es das Entscheidende im Glaubensleben ist, wenn der Mensch sich durch Gott selbst vor die letzten Entscheidungen gestellt sieht, die ihm kein anderer abnehmen oder vermitteln kann. Es muß die Wahrheit des Evangeliums selbst der suchenden Seele, besser dem erschrockenen Gewissen, als die entgiltige und letzte Instanz entgegentreten, nicht als Meinungs- oder Stimmungssache, nicht als etwas „das der Mensch nebenher auf dem Wege findet nach dem Ziel, das er sucht, sondern als das Ziel selbst und als dargereichte Kraft, es zu erreichen". Im Kriege rückte Gott dies Ziel vielen unter äußersten Erschütterungen ihres Lebens nahe und damit sich selbst als den gnädigen Bewahrer zum ewigen Leben. Der Einsatz des Lebens aber im Blick auf ein ideales Ziel hat vielen im Kriege das innere Auge geschärft für die einzige Art, auf die das ewige Leben als das idealste Ziel und der gnädige Gott allein zu gewinnen sind. Das treue Eintreten des einen für den anderen und aller für die Rettung des Volkes hat vielen das innere Auge geschärft für die Eigenart der erlösenden Leistung Christi und sie empfänglich gemacht für die Annahme seiner uns rettenden Heilstat. Der Krieg hat uns wesentlich geholfen zu einer Auffassung der christlichen Religion, die in erster Linie Gesinnung und Tat ist. „Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war!" „So jemand wird des Willen tun, der wird erkennen, ob meine Lehre von Gott sei." Nur wer von diesen beiden Polen aus das Christentum Christi erfaßt, wird ihm gerecht und erfährt es als Kraft und Leben. —

b) So hat der Krieg auf seine Weise nicht unwesentlich dazu beigetragen, das Wesentliche und das Wesen der Frömmigkeit für das Bewußtsein vieler schärfer als sonst herausgearbeitet zu haben. Es zeigte sich deutlich, daß die Grundlage des Glaubens nicht eine mehr oder minder große Summe begrifflich formulierter Lehren ist, sondern Gott selbst, er letztlich allein, der lebendige Gott, der in Christus uns gnädige Gott. Wer ihn hat, wirklich innerlich besitzt, der braucht nicht erst ein System von Glaubenslehren zu fragen nach ihm noch für ihn ängstlich einen Platz in seiner Weltanschauung zu suchen. Er hat ihn im Leben gefunden mitten in der Welt des Todes, die ihn im Kriege umgab. Da hat er mit seiner Macht seine Wirklichkeit deutlich genug geoffenbart. Nicht als die erste Person der Trinität, nicht als der Absolute, nicht als der Schöpfer des Himmels und der Erde ist er ihm entgegengetreten, sondern als das höchste, letzte, liebste Wesen, zu dem er sich mit allen seinen Nöten flüchten konnte. Gewiß auch und grade mit seinen inneren Nöten. Aber mit diesen doch nicht so, daß er ihn erst lange und bange gefragt

hätte, wie muß ich es machen, daß ich einen gnädigen Gott bekomme, unter welchen Umständen mag ich vor ihm als gerechtfertigt erscheinen; sondern doch so, daß auf der einen Seite die nach einer letzten Zuflucht in höchsten Nöten fragende Seele sich befand, auf der anderen der himmlische Vater, der seine Arme offen hielt. Und nun der Glaube das große Wagnis unternahm, sich vertrauensvoll in diese offenen Arme zu stürzen, unbekümmert um alle Theorien über Sühne, Genugtuung und Versöhnungsermöglichung, so kam Luthers Grundauffassung wieder zu Ehren, der einen Gott haben gleichsetzt mit „ein höchstes Gut haben, zu dessen Güte man sich alles Guten versehen kann." Und Melanchthon behielt auch im Weltkriege mit seinem schönen Satz recht: „Christus erkennen heißt, nicht seine Naturen und die Art seiner Menschwerdung betrachten, sondern seine Wohltaten erkennen". Mit Christus an der Hand und auf ihn vertrauend zu Gott gehen, das wurde für viele wieder die ebenso einfache wie entscheidende Art, den Glauben zu betätigen. Hier ist die einfache große Linie wieder aufgezeigt, die die allein entscheidende in der Figur und Struktur des Glaubens ist. Und wenn sie im Kriege genügte, so genügt sie für alle Zeit. Gewiß, man wird dem nachdenkenden Verstand nicht wehren können, ein Netz und System von Glaubenslinien zu zeichnen und hinüber und herüber Verbindungslinien zu ziehen; aber man soll die Christen hinfort nicht wieder lehren und dadurch beirren und ängstigen, daß es letztlich auf eine Summe und Fülle von Lehren ankommt, die man sich mit Gefangennehmung der Vernunft anzueignen hat, wenn man seines Glaubens gewiß und froh werden will, sondern letztlich und lediglich auf das große Wagnis und den Wurf des Willens, zu dem uns die Begegnung mit Gott zwingt. So richtet denn weiter der Krieg an uns gebieterisch die Forderung, alle Lebensäußerungen der Religion in Kultus, Lied und Lehre auf ihre volkstümliche Kraft hin zu prüfen, auf die Wirkungsmacht, die sie in entscheidenden Lebensstunden auszulösen und auszuüben vermögen. Ausgeschaltet muß werden alles, was hier versagt, und in die Peripherie gestellt werden alles, was als nebensächlich erscheint.

c) Insonderheit wird die große Frage durch die Erfahrungen des Krieges wieder brennend: Gibt es eine Religion ohne Instanzenweg, ohne priesterlichen, kirchlichen, konfessionellen, dogmatischen, wissenschaftlichen, vernunftgemäßen Instanzenzwang? Ohne ihn hat jedenfalls der deutsche Wehrmann zu seinem Gott, zum Gott seines Lebens gebetet und hat bei ihm unmittelbar durchgesetzt und erreicht, was seinem Leben Kraft und Frieden gab. Dafür gibt es eine überwältigende Fülle von Beispielen. Ohne die Schranken hemmender Theorien und un-

beirrt durch sie hat der deutsche Krieger seinen siegbereitenden Schlachtgesang erbrausen lassen: „Ein feste Burg ist unser Gott." Und Gott erwies sich ihm als feste Burg, als gute Wehr und Waffe. Noch brennender aber wird diese Frage, wenn man die Möglichkeit erwägt: Läßt sich auch die Instanz Christi, läßt sich der gekreuzigte Heiland aus diesem Zusammenhang ausschalten? Hier muß äußerst vorsichtig geurteilt werden. Auf der einen Seite steht die Tatsache fest, daß die ringende und betende Kriegerseele sich in ihrer letzten Not Gott allein gegenübergestellt sah und durch ihn volles Genüge fand. Andererseits muß berücksichtigt werden, daß hiebei die Regungen eines unbewußt geübten Christusglaubens zum Mitschwingen und Mittönen gelangten, und Gott nur deshalb gefunden und erfaßt werden konnte, weil Erziehung und Unterricht die Brücke zu ihm durch Christus bereits geschlagen hatten. In der Gestalt dieses Christus spiegelte sich bereits die Wirklichkeit Gottes und gab dem Gottesglauben seine Farbe und Kraft. Das ist wesentlich mit in Anschlag zu bringen, wenn man die Frage nach der Vereinfachung und Reduktion des Glaubens im Sinne eines einfachen und einfältigen reinen Gottesglaubens beantworten will. Wir kommen auf diese Frage noch in dem Zusammenhang zurück, wo von der Form des reinen Monotheismus in Judentum und Islam die Rede sein wird. Hier kann nur soviel entschieden werden, daß die erprobte Kriegsfrömmigkeit uns die Pflicht nach möglichster Vereinfachung und Popularität der Glaubensvorstellungen nahe legt, ohne der Gefahr der Simplicität und geschichtsloser Abstraktion zu erliegen. Jedenfalls hat es der Krieg entschieden, daß das reine Wesen der Frömmigkeit um so klarer und widerspruchsloser hervortritt, wenn sie weitab von allem aufgefaßt wird, was nach Bestechung Gottes und vorwitzigem Anstürmen auf ihn, was nach betrügerischer Selbstberuhigung oder vorteilschaffender Lebensversicherung aussieht. Immer dann aber hat sich die Frömmigkeit als rein und kraftvoll erwiesen, wenn sie als schöpferischer Untergrund der gesamten Lebensbetätigung, Lebensbewältigung, Lebensdarstellung in die Erscheinung trat. Der große Zerstörer Krieg hat nach dem Gesetz der Gegenpoligkeit (Bipolarität) alles psychischen Lebens die Art der Frömmigkeit bewährt erwiesen, die als Schöpfung und Erhaltung, als Gewinn neuen, unzerstörbaren Lebens sich kundgab. Die von der Dogmatik getrennten Begriffssphären der Schöpfung einerseits, der Erlösung andrerseits hat das Kriegserleben einander unendlich näher gerückt: mitten im Zerstören und als Reaktion gegen das Zerstören erscheint die Religion als Schöpfung, als Neubelebung mit dem gebieterischen Zwange einer heiligen Notwendigkeit, und alle Erlösung, zu der uns die Religion befreit, wird erlebt

als Antrieb und Kraft zu neuer Schöpfung unvergänglicher Werte. Und die Religion ist alles, was sie ist, letztlich als Ehrfurcht des frommen Menschen, als Ehrfurcht vor allem Leben in ihm, um ihn, über ihm. Gerade der Gegensatz zum Zerstörungszwang, wie er pflichtmäßig im Kriege gefordert und geübt wird, erheischt als Gegenpol die Sehnsucht nach und die Ehrfurcht vor dem Leben. Daß wieder Leben erscheint, lebenswertes und der Wirklichkeit mächtiges Leben, mitten aus Ruinen und Leichen heraus: diese Sehnsucht zu stillen, erscheint allein der Glaube befähigt, der den Gott alles Lebens mit sich im Bunde weiß.

Und noch ein Drittes: Mitten im Kriege und gerade im stärksten Gegensatz zu seinem Lärm, der die Seele betäubt und betäubt, wird die Religion ersehnt und erlebt als Eintritt in die große Stille. Die Religion ist die uns freundlich in die Stille des Gottesfriedens führende Macht, sie ist die Macht, die den Tapferen durch die Sammlung der Seele um den Gott der Stille Kraft zu neuen Taten und Ausdauer im stärksten Höllenlärm des modernen Schlachtfeldes darbietet. —

B. Glaube, Gesinnung und Tat.

I. Allgemeine Beziehungen zwischen Glaube und Gesinnung.

a) Klärung sittlicher Grundanschauungen Der große Zerstörer Krieg hat sich als großen Klärer sittlicher Begriffe erwiesen in einer Debatte, die er das deutsche Volk unter sich und in Auseinandersetzung mit seinen Feinden zu führen nötigte. Er hat uns vor allem gezwungen, den Glauben an die angeborene Herzensgüte der Menschen aufzugeben. Wir schleppen ihn zu unserem nicht geringen Schaden als Erbteil des Rationalismus und der Romantik aus Goethes und Lessings Zeit mit durch manches Jahrzehnt. Schon Friedrichs des Großen durch die grausige Realität des Krieges geschärfte Erkenntnis ließ ihn dem Philanthropen Salzmann zurufen: „Du kennst die Canaille nicht im Menschen!" Und Kant hat lange umsonst vom „radikalen Bösen" im Menschen gesprochen. Beides hat dieser Krieg uns wieder mit erschreckender Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht. Der Deutsche ist von Natur viel zu gutmütig, um an die Möglichkeit des Scheußlichen zu glauben; und er ist viel zu ritterlich, um bei seinen Feinden zu vermuten, was ihm selber fehlt: die teuflische, radikale Bosheit der Canaille, die Entfesselung der untertierischen Instinkte und Elemente im Menschen. Die scharfe Seelenanalyse der Bibel hätte ihn eines Besseren belehren können: „Das Dichten und

Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf." „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken." „Es schleicht der Satan umher und sucht, wen er verschlinge." „Die Welt liegt im Argen." Mit kindlicher Naivität haben selbst ergraute Krieger der entfesselten Bosheit der Feinde gegenübergestanden, ratlos verblüfft darüber, daß die Tücke und Hinterlist so scheußliche Triumphe feiern konnte. Weltfremd lebte ein gutmütiges Torenvolk im Wahn von Illusionen und Idealisierungen, von Sentimentalität und Romantik. Damit hat der Krieg gründlich aufgeräumt; sie hat er uns grausam zu verlernen gezwungen. Ein gut Stück naiver Unschuld ist damit verloren gegangen. Nebelschleier der „Tumbheit" hat der Krieg zerrissen, die Sonne seiner Wahrheit hat weithin über das Lügenfeld heimtückischer Feinde geleuchtet. Abgründe von Mißverständnissen, des Nichtmehrverstehenkönnens hat er aufgerissen und schlaftrunkene Seelen, beschwert mit gutherziger Höflichkeit, hat er geweckt, daß sie die Dinge und Menschen in ihrer nackten Scheußlichkeit erkannten. Das hat lange genug gedauert bis tief in den Krieg hinein. Immer neue Lektionen bitterster, grausigster, grausamster Art mußten den Deutschen erteilt werden, bis sie erkannten: Wir haben mit einer Welt zu tun, die im Argen befangen liegt, die der Teufel in seiner Gewalt hat, in der die Hölle wütet. Des Feindes Tücke war auf unserer ganzen Linie unterschätzt. Das hat uns unendlich geschadet. Einer die Majestät der Wahrheit bewußt und frech verletzenden Lügenpresse gegenüber waren wir einfach machtlos. Nun aber sind uns wenigstens die Augen geöffnet. Wie sollten wir der ungeheuren, uns täglich tödlich umdrohenden Gefahr entgehen? Es wird ein Ehrenmal für Deutschland in Ewigkeit bleiben, daß es den Mut und die Kraft hatte, bei der Wahrheit zu bleiben, an den Endsieg der Wahrheit zu glauben, in der Kraft der Wahrheit zu handeln, seine Seele der Wahrheit verschreibend. Es war nur natürlich und entschuldbar, daß als Reaktion gegen Hinterlist und Heuchelei der Haß aufflammte und die Praxis rächender Vergeltung einsetzte. Aber weder haben die Haßgesänge ihre sittliche Berechtigung durchsetzen können noch die Rachestimmung der alttestamentlichen Grimmigkeit: „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und schleudert sie an einen Stein." Zu tief steckte unserem deutschen Volke die christliche Moral des nicht Gleiches mit Gleichem vergeltenden Edelsinns und die selbstbeherrschende Art des Gott die Vergeltung überlassenden Glaubens im Blute. Die Höhe der sittlichen Kultur, auf der Deutschland steht, hat sich als zu erhaben erwiesen, um der dämonischen Besessenheit selbstvernichtender Haß- und Rachegesinnung zu verfallen. Heiliger Zorn ja, ehrlicher gründlicher Teutonenzorn wider und über alles Gemeine und Untermensch-

liche; aber kein blindwütender Haß gegen die, die es „vielleicht nicht besser wußten, die zu dumm sind, als daß sie wüßten, was sie taten". Grenzenloses Mitleid bei den Einzelnen für die betörten Feinde auf der einen Seite, dann aber zugleich auch soviel Disziplin und Vertrauen gegen die Führung der Obrigkeit, daß man ihr getrost die strafende Vergeltung überließ. Damit hängt ein anderes eng zusammen. Der Krieg hat uns scharf unterscheiden gelehrt zwischen den sittlichen Verpflichtungen des einzelnen Ich und der Strafgewalt der völkischen Kollektiveinheit. Ein zum Kriege freventlich herausgefordertes Volk mag und muß das Recht der Selbstbewahrung und dabei das Gericht über die Frevler in heiliger Notwehr vollziehen. Als solches nimmt es an den Majestätsrechten Gottes, des die Bosheit richtenden Herrn, teil. Aber der einzelne Mensch kann seine Seele nur retten, wenn er sich in den Organismus des Ganzen freiwillig eingliedert und so zu objektiv sachlichem Vollzuge bringt, wozu er als Einzelich kein sittliches Recht besitzt. Der Einzelne tritt als Persönlichkeit zurück und wird und wirkt sachlich; er gibt seine Subjektivität mit all ihren an sich berechtigten Ansprüchen auf und handelt objektiv, im organischen Zusammenhang mit einem elementar als notwendige Reaktion wirkenden Gesamtgeschehn. Er verzichtet auf sein Ich, indem er es dem Staate hingibt, und gewinnt dafür sein Selbst, sein höheres, bleibendes, durch Opferfreudigkeit errungenes und geläutertes Ich. Er begräbt sein Ich in der Allgemeinheit und feiert dabei die Auferstehung desselben Ich im ewigen Selbst. —

b) Auffrischung verblaßter sittlicher Ideen. Da wo ich bin, kann kein anderer sein. Da tritt kein anderer für mich ein. Mein Raum ist ganz mein, und in mein Ich schlüpft niemand Fremdes. Diese Grunderkenntnis unserer natürlichen Erfahrung gilt nicht auf sittlichem Gebiet. Hier waltet das Gesetz der Stellvertretung und feiert gerade im Kriege seine höchsten Triumphe. Jeder tritt für den andern ein und alle Kämpfenden für das eine Volk. Die Taten, die sie verrichten in Abwehr und Angriff des Feindes, werden zu Wohltaten für das siegreich beschützte Vaterland. Sie leiden für die Daheimgebliebenen, ja sie sterben für die, die sie zu allermeist dem Namen nach gar nicht kennen, ja selbst für die, die ihrer stellvertretenden Opferfreudigkeit gar nicht einmal wert sind. Das aber ist der Höhepunkt einer Liebe, die in der selbstlosesten Förderung des Wohles der anderen den eigenen Lebenszweck erblickt und die darum der göttlichen gleicht. Durch die leuchtendsten Beweise der treuen Kämpfer ist die vollendete Liebe Christi einer staunenden Menschheit aufs Neue anschaulich gemacht. Gott wählt wieder Menschen aus, die an Stelle anderer das leisten, was allen zugute kommt. Und mit

welch herzerquickender Selbstverständlichkeit sind gerade in diesem Weltkriege die schwersten Opfer der Liebe dargebracht worden! Das alles aber nicht aus Sucht nach Lohn, Ehre und Dank, sondern aus einfachem Pflichtgefühl! So hat sich das stellvertretende Opfer der Liebe aufs Neue als das Grundgesetz der menschlichen Lebensgemeinschaft erwiesen und siegreich behauptet. — Ueberhaupt hat die Menschheit wieder einsehen gelernt, daß das, wofür einer das Leben einsetzt, Ideen und Ideale sind, die aus einer jenseitigen Welt auf diese dunkle Erde leuchtend herniederstrahlen. Und die ihr Leben für solche Ideale einsetzten, haben gerade dabei eine unendliche Lebenssteigerung, Lebensverklärung erfahren. Sie haben, wenn auch in kurzer Epoche, ein ungemein tiefes, starkes und reiches Leben gelebt. Sie wurden nicht, wie so viele im Frieden, gelebt, vom Leben hingenommen und aufgezehrt; sie haben selbsttätig aus sich ein Leben herausgesetzt, das einen unendlichen Adel empfing. Mit einem Opfer haben sie vollendet, wozu andere viele Jahre brauchen. Sie haben den Eingang ins Heiligtum gewonnen, während so viele andere immer im Vorhof bleiben. Sie haben, wie Jesus sagt, als Starke mit Gewalt das Himmelreich gestürmt. „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben." Indem sie alles wagten, haben sie alles gewonnen. Frei haben sie ihr Leben verschenkt, ganz haben sie das Leben gewonnen. Der große Kampfplatz draußen ist zum Schauplatz einer Brüderlichkeit ohne gleichen geworden. Was im politischen Leben zur abgeblaßten Phrase geworden war, haben sie als erkämpftes Ideal mit dem roten Herzblut ihrer totbereiten Liebe aufgefrischt und erneut. Gewiß, das mögen nur die Besten in unvergleichlicher Seelenstärke willentlich erreicht haben. Aber etwas von dem verklärenden Schimmer heldischen Tuns strahlt auf die vielen nieder. Und es ist für diese Welt genug, wenn das Ideal wieder lebensfrisch in einigen aufleuchtete. Die verblaßten sittlichen Ideen und Ideale haben so ihr Heimatrecht auf Erden wieder zur Geltung gebracht — in diesem Weltkriege.

c) Klare Herausstellung sittlicher Gefahren. Wir wußten im Frieden kaum, wie groß die sittlichen Gefahren waren, die den Bestand unseres Lebens bedrohten. Täuschend umgab uns der Schein eines starken Lebens, als wir es äußerlich gesichert sahen. Mit ängstlichem Fleiß waren wir auf die Festigung unserer Gesundheit bedacht. Ungestört flossen uns die Einnahmequellen. Vor jedem Lufthauch des stürmenden Lebens hatten wir unsere Kinder zu bewahren gesucht. Mit einem Schlag hat der Krieg die sichernden Schleußen aufgestoßen, seine wilden Wasser gingen uns bis an den Hals und — wir lernten schwimmen! Wir lernten im Kriege die feige Art eines passiv-

bequemen Quietismus gründlich verachten. Wie groß und wie lebenbedrohend war im Frieden die Gefahr der faulen Ruhe und der persönlichen Sicherheit und der ungestörten Behaglichkeit! Mochte die übrige Welt in Trümmer gehen und das Vaterland Schaden leiden — was focht es die Allzuvielen an, wenn sie nur gediehen! Da öffnete uns der Krieg die Augen dafür, daß große Ziele und ideale Güter nur zu besitzen sind, wenn wir sie uns täglich aufs Neue erringen. Es erwachte in uns das verpflichtende Gefühl, daß wir einander eine große Verantwortung schuldig sind und die persönliche Antwort auf die letzten Fragen des Lebens. Nur nicht unfruchtbar isoliert bleiben, nur keinen manchesterlichen Raubbau am Volksleben treiben! Einer für alle und alle für einen! Die Tat allein beweist der Liebe Kraft. Wenn das Samenkorn für sich bleibt, so hat es kein Nütze. Wird es aber in die Erde gesenkt und erstirbt, so bringt es viele Frucht. Der Organismus erstirbt, wenn die Glieder nicht alle in Aktion treten und zu gegenseitiger Unterstützung eintreten. Stagnierende Gewässer versumpfen das Land. Aber der Krieg hat darin seine Ehre, daß er ein großer Beweger des Menschengeschlechts ist. Ruhe ist Tod, Bewegung ist Leben. Und der Krieg brachte uns zum Bewußtsein unserer Kraft, zur Erfüllung unserer Sendung an die Welt. Eine falsche Bescheidenheit drohte uns in Goetheschem Sinne zu tatenlosen „Lumpen" werden zu lassen. Nun aber mag die Welt in Flammen stehn, wir schreiten gefeit im Bewußtsein unserer Unschuld durch die Waberlohe und wecken siegfriedstark die schlummernde Braut und vermählen uns mit ihr zur Schaffung neuen Lebens.

d) Das Natürliche ist zum Sittlichen in ein neues gesundes Verhältnis gesetzt. Es wirkte für viele unserer Krieger wie Blutauffrischung und der Anfang neuen Lebens, als sie sich durch den langen Stellungskrieg in die Lage versetzt sahen, zur Mutter Erde in neue, in die alte gesegnete Urbeziehung unmittelbaren Kraftaustausches treten zu dürfen. Wie der Riese Antäus gewannen sie durch die Berührung mit der Erde neue Kraft, nicht bloß körperliche, sondern innere Lebenskraft, frischen Lebensmut. Der Trank aus frischer Quelle, die einfache Kost, der stählende und stärkende Aufenthalt unter freiem Himmel — in unzählig vielen erblühte durch das alles ein naturgemäßes, gesundfrisches Leben, das die schon versagenden Nerven wieder in Spannkraft, die Seelenkräfte zu neuer Schwungkraft brachte. Der an der Natur, ihrer keuschen Schönheit und ihrem Gott zujauchzenden Leben sich weidende und weihende Geist erfrischte sich zu neuer Klarheit und Reinheit. Die Hüllen einer überfeinerten und verweichlichenden Ueberkultur sanken dahin. Natur und Seele fanden sich in einer Linienführung aufeinander angewiesen. Wir besitzen

die herzerquickendsten Schilderungen in vielen ungekünstelten Zeugnissen von denen, die die unmittelbare und intime Berührung mit der Natur zu reinen, einfachen und einfältigen Seelenmenschen gestaltete. Und eine Frucht dieser Beziehungen war die weit sich verbreitende Erkenntnis der Gegenpoligkeit all unserer seelischen Regungen. Das Wesen des sittlichen Handelns erschien nicht mehr als eine Gegenwirkung des Handelns der Vernunft auf die Natur, sondern als ein Herausarbeiten des der Natur gemäßen Wesens. Was Natur in uns ist, will Geist werden und kann es nur werden in Verfolg dessen, was die Natur als Richtlinie mitgibt. Nichts Geistiges darf unnatürlich sein, aber alles Geistige muß Naturverklärung sein. Und weiter: Wir bleiben mit Naturhaftem behaftet auch bei geistigstem Leben. Es gibt keine Kraft der Seele oder des Geistes, die nicht durch eine polare Kraft in negativer Weise ergänzt würde. Es gibt keine Liebe ohne Haß, keinen Haß ohne Liebe; und Tapferkeit ist nur eine gut kompensierte Angst. Diese Erkenntnis aber bewirkt, daß wir fein demütig bleiben bei allen an uns entdeckten Vorzügen, bei allen erfahrenen Loben und nicht unbillig urteilen über die sittlichen Schwächen der anderen. (Carl Busse entwirft uns in seiner psychologisch äußerst fein durchgeführten Charakterstudie in seinen „Sturmvögeln" im Kriegsfreiw. Krupski dazu ein treffendes Gemälde.) Das alles aber enthebt uns nicht der Pflicht, aus natürlichen Vorzügen christliche Tugenden zu machen. Nicht die Natur, sondern das Christentum in der Geistesgeschichte der Menschheit liefert uns die Ideale, nach denen wir unsere Seele zu bilden haben. Sie sind so stark, daß kein noch so grausig und lange wütender Weltkrieg sie zu zerstören vermochte bei denen, die in den wildesten Krieg den Frieden einer starken, gottbewährten Seele hineintrugen. Weder Krieg noch Frieden draußen in der Welt sind letzte entscheidende Güter. Alles kommt darauf an, was der Mensch aus ihnen macht, welche Gesinnungen, Absichten, gestaltende Kräfte er an sie heranbringt. Als Wandrer zwischen zwei Welten (Flex) und als Wesen zweier entgegengesetzter und doch aufeinander angewiesener Welten mag und muß der Christ diese Welt mit all ihrem Leid und all ihrer Freude der Königsherrschaft Gottes Gott unterwerfen helfen. Eben dabei aber reifen sich seine natürlichen Vorzüge zu christlichen Tugenden aus. Nur darf er dabei nicht feige der Welt trotz all ihrer seelenverderblichen Schrecklichkeit entfliehen wollen. Er bleibe mitten in der Welt und mitten im furchtbarsten Weltgeschehn. Die Welt ist ein Teil seiner eigenen Natur. Die streift er nie straflos ab. Alle Lebensferne und Wirklichkeitsflucht rächt sich am Weltflüchtigen und Naturverleugnenden als entstellende Unnatur und hochmütige Uebergeistigkeit. Aber stückweise und schrittweise, mutig sich durch-

ringend, Natur und Welt trotz ihrer tausend Widerstände zu Geist und Seele verklärend: das ist seine gottgewollte Aufgabe. Das ist zielstrebiges Trachten nach dem Reiche Gottes. Denn dieses ist nie für ihn eine vom gegenwärtigen Leid oder Freude dieser Welt unabhängige Sache, die die Frömmigkeit nichts anginge oder mit der sie sich nicht beflecken dürfte. Die Naturwelt und die Weltnatur sind gottgeschaffen, und die Welt an sich ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Er aber quält die Kreatur Gottes; der Krieg weiß und zeugt genug von dieser Qual. So soll ihr auch durch ihren Quäler Erlösung werden. Mit dieser Sendung schickt ihn Gott in den Krieg. Er ist nur der Gegenpol des noch nicht gewordenen, aber werdenden Friedens, der Vorläufer eines kommenden Segens. Mit allen guten Kräften dieses Segens ausgerüstet mag der glaubensstarke Mensch, eines guten gnädigen Gotteswillens Bote, getrost hinabsteigen in die blutbefleckte Arena des männermordenden Kampfes; er befleckt sich nicht, er hilft letztlich befreien.

II. Besondere Beziehungen zwischen Glaube und Tat.

a) Die Pflege der passiven Tugenden. Der christliche Glaube hat deshalb viel Anfechtung erfahren müssen, weil er die passiven Tugenden der Demut und Geduld ausschließlich und vornehmlich pflege. Der Krieg hat die Welt, die also urteilte, eines Besseren belehrt. Die Demut als gering von eigener Kraft denkende Niedergesinntheit war nur ein Zeichen ehrlicher Selbsterkenntnis, klarschauender Eigenbewertung, kluger Kräfteberechnung. Sie war der Nährboden hochgemuten Vorwärtsstrebens und selbstbeherrschender Kräfteverteilung. Sie hat den christlichen Krieger vor bramarbasierendem Selbstruhm bewahrt und vor Prahlereien mit Heldenleistungen. Das soll den vielen unvergessen bleiben. Und nicht anders hat die mit der Demut verschwisterte Ergebung ihm die rechte Haltung für all die tausend Leiden dieses Krieges gegeben. Diese Leidenswilligkeit blieb keine rein passive Tugend. Sie hat sich zur Aktivität, zur Spannkraft, zur Tragfähigkeit, zur freudigen Leidensbejahung überhöht. Hier ward das stoische Ideal der Ataraxie, der Unbeweglichkeit des Gemüts in schwersten Leiden, überboten. Sie hat sich im Kriege verklärt zur schwankungsfreien Festigkeit eines Charakters, die in Sturm und Wetter zusammengeschweißt ist und beiden trotzt, weil sie einen Standort über beiden und eine seelische Kompensation für beide kennt in der Kraft des Glaubens, dem die Leiden dieser Zeit nicht bloß nicht wert sind der Herrlichkeit, die an ihm soll geoffenbart werden, sondern der es für eitel Freude erachtet, mit den Lei-

den im inneren Bunde die Welt zu überwinden und so die Verklärung eines ewigkeitsreifen Charakters zu gewinnen. Der das Leid bejahende Christ vollzieht durch seine Ergebung nicht den Akt einer resignierenden Schickung ins Unvermeidliche, sondern die Tat eines Ausgleichens stärkster seelischer Spannungen in die Gleichgewichtslage eines dem Leide gewachsenen, ja ihm völlig überlegenen Leidensmutes. Und die vielen Entbehrungen, die ihm auferlegt sind, werden ihm zu Entsagungen, die er selbstmächtig auf sich nimmt. Je mehrerem einer entbehrend entsagt, und je weniger er braucht, um so näher ist er der Gottheit. Selbstentäußerung von allen überflüssigen Bedürfnissen schafft Raum für das Einwohnen Gottes im Herzen. Man hat wohl den Deutschen im Frieden einen Schlemmer und Säufer gescholten; wer ihn aber im Kriege die stärksten Entbehrungen, die schwersten Strapazen, die wildesten Wetter gutwillig und oft mit vielem Humor hat ertragen sehen, der wird eine Ergebungskraft an ihm entdeckt haben, die nicht etwa bloß passive Resignation und stumpfe Schickung ins Unvermeidliche bedeutete, sondern aktive seelische Widerstandskraft und inneres Sichhinwegsetzen und Ueberhöhen einer Zwangslage durch das Gefühl: Es ist dir geschickt, so mußt du dich drein schicken; Gott hat es dir gesandt, du mußt es tragen; ergib dich drein, es wird so tief nicht sein. Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hilf mit Macht herein. „Hoff o du arme Seele, hoff und sei unverzagt, Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer plagt, mit großen Gnaden rücken, erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn der schönsten Freud." Der Segen, den unsere Kirchenlieder, den Paul Gerhardt, der glaubensstarke Sängerherold des dreißigjährigen Krieges und Luther zumal mit seinen ebenso einfachen wie seelenbefreienden Liedern als Trost und Ergebungskraft den Leidbetroffenen und Angefochtenen ins Herz gesungen haben, hat sich als unermeßlich im Weltkriege bewährt. Zur Hoffnung haben sie vornehmlich die Helden entflammt. Lietzmann, der Sieger von Brzeny, hat es ausdrücklich bekannt, daß ihm das herrlichste Meisterstück des Krieges nicht gelungen wäre, wenn er nicht von einer Hoffnungskraft ohnegleichen getragen gewesen wäre. Nichts sehen, alle Wahrscheinlichkeiten gegen sich haben und doch alles wagen: dazu befähigt nur eine Hoffnung, die ihren Ankergrund in der anderen Welt und ihr Ziel in Gott hat. Diese Art Hoffnung ist etwas ganz anderes als das stille geduldige Wartenkönnen, als das äußere Lösen der Schwingen der Seele von niederdrückender Erdenschwere; es ist bereits das Auffahren selbst „mit Flügeln wie Adler", es ist das glaubensstarke Vorwegnehmen des Sieges in der Erwartung des Gottes, dessen segnendes Nahen die Seele instinktiv vernimmt. —

So aber sehen wir die vermeintlich passiven Tugenden sich wandeln in aktive Vorzüge.

b) Die Pflege der aktiven Tugenden. Daß der Mut des Kriegers Kronzier und seines Sieges mächtigster Bundesgenosse ist, haben unsere deutschen Krieger durch eine schier erdrückende Fülle von Fällen bewiesen. Aber es ist ein anderes um den rein natürlichen Mut des blinden Draufgängers, des mit den anderen im Bunde begeistert Stürmenden, des mit dem Mut der Verzweiflung sich Wehrenden, und ein anderes ist es um den Mut des Trägers christlicher Geisteskultur. Dieser Mut erwächst ihm auf dem Boden eines guten Gewissens, eines von Gott seiner Schuld ledig gesprochenen Herzens; er quillt hervor aus dem Bewußtsein: „Deine Rechnung mit dem Himmel stimmt", und treibt ihn in die Kraft eines Wagens, dem „alle Welt zu wenig zum Widerstande ist". Man hat viel von der „Vitalität des Mutigen" gesprochen. Und in der Tat ist der Mut nichts anderes als frei produzierte Lebenskraft, als Aeußerung eines Lebens, das nicht sterben will, als Erweis einer Lebendigkeit, die ihre Nährkraft aus der Ewigkeit schöpft. Christlicher Mut ist das Wagen und Einsetzen des Lebens auf die Gefahr Gottes hin. Alle Kräfte Leibes und der Seele sind ihm übergeben, alle Säfte seines segnenden Geistes strömen dem Mutigen zu. Wie der Glaube selbst die Tat eines mutigen Wagnisses ist, der gewagte Sprung über den Abgrund und das Sichwerfen in Gottes Arme, so schwingt bei jedem zielbewußten Mut die Saite des Glaubens mit, der sich in Harmonie mit dem Unendlichen weiß. Gewiß liegt im Mut auch das Sich-nicht-fürchten eingeschlossen; aber der Mut ist mehr als das: er ist das Sich-überhaupt-nicht-fürchten-können, das Keinefurchtkennen, das alle Kraft an ein Höchstes Setzen. Und die den Geschoßhagel nicht gefürchtet, sondern ihm mit Einsatz des Lebens getrost getrotzt haben, die werden sich erst recht nicht fürchten weder vor Menschenurteil noch widrigsten Verhältnissen. Nur dem Mutigen, dem aktiv Wagenden hilft Gott, und jede erfahrene Hilfe bereichert unsere Erfahrung von Gott und fördert unsere sittliche Würde. Das ist eine der erfreulichsten Auswirkungen dieses Krieges, daß er so vielen Jünglingen und jungen Männern mit dem betätigten Mut die Würde eines gereiften Charakters verliehen hat. Aus mutig bestandenen Gefahren erzeugte sich ihnen ein sittlicher Ernst, und dieser gab die Folie her zur sittlichen Würde. Die „vor der Macht ihrer Affekte nicht desertierten, gewannen den heiligen Ernst, der das Leben zur Ewigkeit macht". Alle Triebe und Neigungen, die feige ans irdisch-sinnliche Leben sich klammerten, wurden abgestreift von denen, die in der Distanz von ihnen die Instanz einer ewigen Würde gewannen. Würdelos ängstliches Sichbe-

fassen mit den kleinen Miseren des täglichen Lebens ward überwunden; in wesenlosem Scheine lag unter den Füßen der Würdevollen das was sonst die Menschen bändigt, das Gemeine, auch das Allgemeine; und das Ungemeine ward zum Ereignis. Nicht als ob die Wertschätzung des Lebens selbst etwa geringer geworden wäre (v. Rhoden II 72), nein auch die von ihm die innere Distanz gewonnen hatten, lernten es schätzen in seinem unvergleichlichen Wert „zumal, wenn man sieht, wie leicht und bald es verloren gehen kann". Leichtsinn und Tollkühnheit werden nicht geschätzt; man will sein Leben nur bei einer ordentlichen Gelegenheit einsetzen und opfern, wenn etwas Großes für das große Ganze dabei herauskommt. Das ist echte Wahrung der sittlichen Würde bei innerster Lebensbejahung und äußerster Lebensopferfreudigkeit. „Seltsam unpersönlich" erschien den Klarschauenden dieser Krieg mit der unpersönlichen Art seines Tötens eines unbekannten Gegners auf weite Entfernungen in endlosem Stellungskampf, in stetig bangender Ungewißheit unentschiedener Ausgänge." „Und doch weckte er alle persönlichen Kräfte in uns auf, wenn er uns zwang, uns an Kampf und Tod nicht schielend vorbeizudrücken, sondern beide als mit der Idee unseres Lebens unauflöslich verbunden zu achten, so daß wir sie freudig bejahen konnten."

c) Das Ungemeine der sittlichen Leistung. Die sittliche Würde des in sich geschlossenen, über die Welt erhabenen Charakters ist der habituelle Ertrag des Krieges für die Besten; seine virtuelle Wirkung offenbart er im Ungemeinen der sittlichen Leistungen. Um die sittliche Bewertung dieser Leistungen ist es uns zu tun, um ihre Abschätzung unter dem Gesichtswinkel eines Ungemeinen. Alle physischen Kraftleistungen und Widerstände sind nur Ausflüsse und Erscheinungsformen des Letzten und Höchsten, für das allein die Bewertung des Ungemeinen, des Heroischen in Frage kommt. Nicht als ob die heldischen Charaktere selbst diese Betrachtung auf sich angewandt hätten! Sie sind vielmehr demütig genug, in Selbstvergessenheit auf sich zu verzichten. „Meine Ewigkeit gehört Gott, mein Leben dem Vaterlande, mir selbst bleibt übrig Kraft und Freude" (siehe Wittkopp S. 44).

„Mein Leben gehört denen, die es mir gegeben, Gott und dem Vaterland." „Welch eine Entsagung, für eine Welt zu kämpfen, an der man doch keinen Teil haben kann, die deutsche Heimat und den deutschen Himmel!" So heißt es in ungemeinem Heroismus der Selbstvergessenheit bei v. Rhoden (II, 116). Und dieser heroischen Selbstvergessenheit entspricht eine ungemein ergreifende Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung im Kriege bei täglicher höchster Gefahr. „So, als ob sie auf dem Exerzierplatz ständen, halten sie im Trommelfeuer stand." Das lange Getrenntsein von

allem, was das Leben ihnen bisher lebenswert machte, die Entfremdung von einem lieb und zur Lebensgewohnheit gewordenen Beruf, das Sichfügen der bisher Freien unter die nicht immer höfliche Kommandogewalt jüngerer und jüngster Kriegskameraden, die täglich sich steigernde Unsicherheit der zukünftigen Lebensgestaltung — all das bereitete den Boden für die Leistungen eines ungemeinen Heroismus. Er kam zum natürlichen Ausdruck in der „unbewußten Selbstverständlichkeit" des „Rechttuns ohne Selbstbespiegelung" (Sell), zum ergreifenden Ausdruck in dem „großen schlichten Heldentum" der Hunderttausende, die blindlings und freudig dem Ruf folgten in eine Welt des Todes und todesmutig in ihr ausharrten ohne Murren. Mit Recht wird von guten Kennern darauf hingewiesen, daß man im Kriege bei den Deutschen „so keine Phrase, keine Pose, keine Prahlerei" bemerken konnte, sondern immer nur jene heilige, tiefernste Selbstverständlichkeit, die das Zeichen des wahren und höchsten, des schlichten Heldentums der Stille ist, da die Linke nicht weiß, was die Rechte tut, weil beide zu sehr mit dem Rechttun beschäftigt sind. Und weiter: „In der Gloriole des Heldentums" zu sterben ist leicht für den Mann; aber die stille Entsagung der Frau, den geliebten Mann in den Tod zu geben und ohne Ernährer und Freund leben zu müssen, ist schwer — ist schlichtes Heldentum der vielen. Und doch ist eins gerade in diesem Zusammenhang nicht zu übersehn. Es ist nicht der Krieg, der die letzten Elemente für das Zustandekommen des ungemeinen Heldentums hergibt. Die Weckrufe zur Zucht und die Aufforderungen zum Opfer können von den Christen nur verstanden und genutzt werden als Zuchtmeister und Hinleitungen zu Christus, der den Krieg nicht will und nur will, daß wir in seiner Zucht und Opferkraft darauf hinarbeiten, daß inskünftig Kriege überflüssig und unmöglich werden. „Der Krieg selbst" sagt F. W. Förster mit feinem Verständnis, „ist nicht der Bringer des Opfersinns, sondern nur eine Elementarschule des Opfers und der Zucht, zumal wenn man seine zerstörenden und entsittlichenden Wirkungen in Rechnung zieht. Der Krieg darf nicht begrüßt werden als der eigentliche Bringer des heroischen Opfersinns, den das Christentum vergeblich verkündigt hätte. Nein, wie viele hat gerade der Krieg innerlich haltlos gemacht und am Heiligtum ihrer Seele gefährdet!" Wie viele Opferleistungen sind ferner in Hochspannungen vollbracht und dürften ohne den äußeren Druck den Versuchungen des Lebens nicht standhalten. Abstumpfung des Gefühlslebens, Erregung von Haß- und Racheinstinkten, Verderbnis der sexuellen Moral und andere bösen Geister haben ihre Macht im Kriege und an den Kriegern ausgewirkt. Man gebe sich also keinen Illusionen hin und erwarte nicht von äußeren Schicksalen

und vom Kriege, was nur durch tiefgreifende Innenarbeit und durch den heiligen Geist Jesu ins Leben gerufen und am Leben erhalten werden kann. Es ist unbedingte Pflicht, gerade vom christlichen Standpunkt aus, dieser Einschätzung des Krieges Geltung zu verschaffen. Und es wäre besser gewesen, wenn dieser nüchtern und klar erkannte Tatbestand an die Sache selbst immer wahrheitsmutig herangebracht worden wäre. Jesus und der Krieg, Krieg und Christentum leben nur in höchsten Spannungen und tiefsten Gegensätzen zueinander. Man kann den Christen nicht für die Zeit des Krieges ausziehen und einen idealen Soldaten aus ihm machen. Entweder gilt das Christentum für alle Verhältnisse des Lebens und verpflichtet alle Lebendigen mit der Forderung der Unbedingtheit oder es gilt überhaupt nicht und wird zum Gespött seiner Gegner. Wohl aber kann der Christ, zum Kriege durch die Verhältnisse gezwungen und sich selbst zum opferfreudigen Eintreten für die Seinen weihend, in heroischer Kraft und unweigerlicher Ueberzeugungstreue sein Christentum hineinnehmen in seinen Krieg, es hintragen zu seinen Feinden, es zu größtmöglichster Entfaltung und Gestaltung bringen in schwierigsten Verhältnissen; dann leistet er aber all diesen Heroismus nicht in Fortsetzung des Werkes Christi in der Welt, sondern nur in Umpflanzung und Abwandlung seiner auf ganz anderem Boden gewachsenen Vorschriften auf fremden Boden, um eben diesen fremden Boden zum Gebiet des Einwirkens Christi umzugestalten. Er trägt den heiligen Geist Christi selbst in den unheiligen Krieg hinein, dem er sich gewissenshalber um der leidenden Brüder und des bedrängten Vaterlandes willen nicht entziehen darf; er sagt mitten im Kriege dem Kriege im Namen Christi den Krieg an und sucht ihn an seinem Teil fortan unmöglich zu machen, weil er eine Gesinnung verbreitet, an der der Krieg sterben muß. Er liebt die kriegbeschwerten Feinde aus der menschenunwürdigen Unkultur ihrer Kriegsbefangenheit heraus und hilft sie so in die Sphäre versetzen, in der sie dem Geist Christi zugänglich werden und begegnen müssen. Ergreifende Beispiele einer ungewöhnlichen Feindesliebe im Feindesland haben uns bewiesen, daß dieser Geist eines ritterlichen Heroismus bei unseren Feldgrauen und durch sie seine stillen Triumphe feiert und sie zu Trägern des Siegesbanners Christi weiht, der — das ist der Glaube, von dem wir leben — sich durchsetzen muß, auch wenn wir tausend Tode darüber sterben müßten. Das Ende dieses Krieges wird erst offenbar machen, welche Unsumme schlichten, stillen Heldentums im Christusgeist bewußt und in unbewußter Selbstverständlichkeit geleistet ist. Der Besitz dieses Geistes allein gab und gibt die Gewähr eines guten Gewissens. In seiner Kraft tun unsere Helden weiter ihre Pflicht

und lassen für alles, was kommt, getrost Gott sorgen, der die letzte Instanz ist, zu seiner Zeit dem Kriege zu steuern und ihn als Segnung für einen neuen Frieden zu gestalten.

d) Die Rechtfertigung des Krieges im sittlichen Selbstbewußtsein der Kämpfenden. Für die Führung und Durchführung des Krieges kommt alles darauf an, nicht bloß daß ein Volk sich der Gerechtigkeit der Sache, in der und für die es kämpft, voll bewußt ist, sondern auch daß der einzelne vor seinem sittlich-religiösen Bewußtsein seine Kriegsbeteiligung rechtfertigt. Es kann und ist geschehn unter dem Gesichtspunkt: Es ist eine mir gebotene Pflicht, ein mir befohlenes Amt — beides mir auferlegt von einer höheren Macht, die die Verantwortung trägt. „Was ich tue, ist hier nicht mein Belieben, meine Privatangelegenheit, sondern mein Beruf, mein Amt, mein Auftrag und meine sehr harte Pflicht." Und doch ist diese Begründung nur ein möglicher Ansatz und Ausgangspunkt für Höheres. Denn damit wäre nur eine äußere Beziehung hergestellt. Die entscheidende Frage ist: Muß und kann ich mich innerlich verbunden fühlen, um jeden Preis mitzukämpfen? Jedenfalls dürfte ich es nicht tun um den Preis meiner Ueberzeugung. Oder sollte ich um des allgemeinen Besten willen das Opfer meiner Ueberzeugung bringen? Darf ich meine Seele verlieren an etwas, wozu Verstand und Herz „nein" sagen? Nimmermehr! Wenn du nicht mit dem Herzen dabei sein kannst, ist deine Stellung eine gebrochene und du selbst ein gebrochener, zum mindesten ein gespaltener Mensch. So frage ich mich: Ist deine Ehre beteiligt an dem, was deinem Volke widerfährt? Deinem Volke und Vaterlande dankst du die Ehre, ein Deutscher zu sein. Deine Existenz, deine Zukunft, die Entwicklungsmöglichkeiten deiner Persönlichkeit sind mit dem Mutterboden deines Vaterlandes, auf dem du stehst und der dich schuf und trägt, unzertrennbar verbunden. Nun aber sind in diesem Kriege deines Volkes Ehre und Existenz und alle seine freiheitlichen Entwicklungsmöglichkeiten in Frage gestellt. Fallen diese dahin, so fällst du einzelner auch dahin. Und ihr sollt beide nicht fallen dürfen! Deine Ehre ist, dich zu halten. Und wie dir einzelnem, so ergeht es den vielen Volksgenossen. Ihr seid alle in gleicher Gefahr und darin zu gleicher Abwehr verpflichtet und verbunden. Deine Ehre ist, diesem deinem Volke, das in Gefahr steht, verpfändet. Du kannst der, der du werden sollst, nicht werden, wenn du aus dem Zusammenhang mit deinem Volke heraustrittst, dessen geistiges und physisches Sein der Mutterboden deines Seins und Werdens ist. Du würdest deiner ewigen Bestimmung zuwider ein ganz anderer werden, wenn die Feinde deines Volkes mächtig würden. So mußt du sie abwehren. Und

du kannst es auf keine andere Weise tun, als daß du zum Schwerte greifst und tötest. Nicht aus Lust am Töten, nicht in der unbedingten Absicht zu töten. Aber dieses Wehren kann nicht ohne Töten geschehen. So geschehe denn dich durch auch das Töten. Das 5. Gebot gebietet wörtlich und eigentlich: Du sollst nicht morden! Nicht morden sollst du müssen, hinterhältig, feige, zwecklos aus teuflischer Lust am Töten. Aber du darfst den Feind nicht schonen. Er lockt dich auf das Kampffeld, auf dem es leben oder sterben, leben oder töten gilt. Das ist hier die Kampfregel und das notwendige Anfangsstadium zum Freiwerden. Gewiß ist es etwas Unnatürliches und im Grunde Unmenschliches. Und es sollte nicht sein dürfen. Aber es muß so sein und kann nicht anders sein. Mit bloßen Protesten und Ueberzeugenwollen kommst du nicht durch. Deine Feinde drücken dir die Waffen in die Hand. Ergreifst du sie nicht, so bist du verloren. Und selbst, wenn sie dich weiterleben ließen, so bist du eine innerlich vernichtete Existenz. Deine kampflose Selbstvernichtung aber kann kein Gott wollen. So tritt hervor und wag dich mit dem Einsatz deines Lebens an alle deine Feinde. Du darfst sie nicht lieben und darüber an deinen Nächsten zum Mörder werden. Das ganze Leben ist ja nichts anderes als ein beständiger Kampf um das Dasein. Und die Menschheit wäre nicht das geworden, was sie ist, wenn sie nicht ihrer vielen Feinde kämpfend Herr geworden wäre (Stage). Blicke wohin du willst, in die Natur oder in die Menschenwelt, in dein eigenes Leben oder in das deines Volkes: Von den klirrenden Waffen eines beständigen und erbitterten Kampfes hallt alles Leben wider. Die Höhe der Geisteskultur, auf der dein Volk und du selber stehst, ist nur durch Kampf erreicht. Hörst du auf zu kämpfen, so sinkst du von dieser Höhe hinab. Und kein Gott kann dich wieder erheben. Aber er will, daß du deine Höhe behältst und behauptest durch dieselben Mittel, durch die du sie und andere vor dir errangen. So kämpfe denn und töte so lange, bis der Zustand erreicht ist, wo beides nicht mehr nötig ist. Fürs erste aber ist das nicht möglich. Und du bist nicht schuld, daß es noch nicht möglich ist. Aber Schuld häufst du auf deine Seele, wenn du jetzt kampflos bleiben wolltest. Du bist — selbst noch ein Stück Natur — in einen elementaren Naturzusammenhang verflochten, dessen entfesselte Elemente dich in den Strudel ihres Gegeneinanderkämpfens übermächtig reißen. Du mußt der Natur in dir und um dich den Tribut deines Mitkämpfens zollen und kannst ihre verderbliche Macht, die nach dir greift, nicht anders bezwingen, als daß du sie bekämpfst. Das ist der furchtbare Zwiespalt, in den du hineingezogen wirst, daß du leben willst und mußt und dieses Leben doch nicht anders festhalten kannst als unter Einsatz deines Lebens im Kampf. Das

einzig Tröstliche und Verheißungsvolle ist, daß die Spannung dieses Zwiespaltes durch dich in der Schwebe gehalten wird, indem du dein Leben den andern, die es befehden, zum Raube darbietest. Alles Leben besteht nur als Raub am Leben anderer. So biete dein Leben als Einsatz dar für dein Recht, an das Leben der anderen zu tasten. Leben gegen Leben! Setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein! Und siehe zu, daß du der Stärkere bleibst mit all den Mitteln, die dir das Leben an die Hand gibt. Es geht ein unheimlicher, schuldschwerer Zusammenhang zwischen Lebenbehaupten und Lebenvernichtenmüssen durch alles Leben. Die Stelle, die du einnimmst, kann und darf kein anderer einnehmen. Und doch wollen es die vielen anderen. So erweise dich, die andern abwehrend, als den berechtigten Vertreter deiner Stelle und hilf deinem Volke dazu, daß es da bleiben kann, wohin seine geschichtliche Entwicklung, wohin Gott selbst es gewiesen. Du bist gar nicht in der Lage und kommst auch nicht in die Lage, dem Weltleben den Charakter des rücksichtslosen Kampfes zu nehmen. Und es hat auch gar keinen Zweck, daß du aus dieser Kampfwelt fliehst. Denn wohin du immer kommst, umbrandet dich immer wieder ihr Kampflärm. Nur einen Ausweg gibt es: Ihn eröffnet das bereitwillige Opfer deines Lebens. Denn der tobende Kampf der entfesselten Bosheit erlischt, wenn die Besten sich selber kämpfend zum Opfer geben. Feuer gegen Feuer. Eines ist des andern Tod. In brennender Liebe zu deinem Volke mußt du dein Leben zum Opfer bereit halten, um das Gegenfeuer des Hasses seiner Feinde zu ersticken. Wir können unserem Volke nun einmal nicht anders helfen, als daß wir seine Gegner hindern, es zu vernichten (Seeberg). Und das wiederum können wir nur so, daß wir die Gegner, die nicht anders von ihrer Absicht abzuhalten sind, selbst vernichten und ihnen zugleich unseren Leib für ihre Streiche zum ausgleichenden Opfer darbieten. Hiermit ist zugleich der Egoismus des Einzelnen ausgeschaltet. Es findet eine Art Kompensation statt. Vom Egoismus ist dies ganze Weltgetriebe beherrscht. Einer stößt den andern und sucht sich an seine Stelle zu setzen, um das zu genießen, was er hat und ist. Und der Krieg ist nichts anderes als eine besonders krasse und furchtbare Erscheinungsform eines Egoismus, der, seis bei den einzelnen seis bei den Völkern, die ganze Welt beherrscht und beides über sie bringt: Fortentwicklung und Untergang zugleich. Denn der eine oder das eine Volk kann sich nur auf Kosten des andern durchsetzen und weiter entwickeln. Wenn ich mich nun in der Bereitschaft, für meines Volkes Bestand und Fortschritt zu sterben, von meinem Egoismus opfernd befreie, so werfe ich damit eine sittliche Kraft in die ganze Masse, die ihr gärendes

Leben zur Entwicklung der Freiheit fördert. Zugleich aber nehme ich durch mein opferndes Handeln meinem Handeln den Stachel des Egoismus. Ich kühle ja nicht in wildem Rachedurst und in Blutgier mein Privatmütchen im Blute der Feinde. Sondern ich handle unpersönlich, als Vollzugsorgan, als Priester am Altar der Freiheit meines Volkes. Und indem ich so das alles Leben zu seinem Schaden beherrschende Gesetz des Egoismus zerbreche, helfe ich einem andern Gesetz zur Herrschaft: dem Gesetz des lebenzeugenden, lebenfördernden Opfers. Wir begegnen hier demselben Zwiespalt wie dort, wo wir von dem Zugleichsein von Fortentwicklung und Untergang handelten. Indem nun aber auch die Gegenpartei von demselben Streben erfüllt ist, notwendig erfüllt sein muß, weil es sich um ein alles Leben beherrschendes Gesetz handelt, so kommt es notwendigerweise zu einem Zusammenstoß, Opfer gegen Opfer, Leben gegen Leben. Wie oft und wie ernst haben nun die Kämpfenden, als sie mit dem wachsenden Weltkriege die Opfer immer größer und blutiger werden sahen, sich gefragt: Muß das so sein, und warum muß alles so furchtbar sein? Und bei den tiefer Nachdenkenden hat sich dann folgende Ueberlegung eingestellt: Wir müßten im Kriege seelisch einfach zugrunde gehn, wenn wir nicht das seelische Gleichgewicht durch den Glauben gewönnen, daß in allen Kämpfen nicht letztlich menschliche Willkür und Rücksichtslosigkeit das Entscheidende sind. Es genügt auch nicht, daß der Glaube sich an den vernünftigen und gerechten Endzweck klammert, daß nämlich bei allen Kämpfen die innere Ueberlegenheit zum Ziele führt, und die Auslese der Besten zur Förderung des allgemeinen Fortschrittes stattfindet. Nein, die viel tiefere Frage ist gerade bei den Besten der Kämpfenden immer die: Warum muß das alles so sein, daß Untergang und Fortschritt, Opfer und Aufstieg so dicht und unzertrennlich beieinander wohnen? Man kann das die Tragik des Menschengeschlechts nennen; aber diese Tragik lebt unter ihm und beherrscht es als seine tragische Schuld. Alles menschliche Handeln steht in unmeßbarer Wechselwirkung zueinander. Und es ist ein Gesetz, das die Menschen sich durch eigne Schuld aus dem Geschehen der Dinge abgeleitet haben, daß das Böse lebenvernichtend fortzeugend Böses gebären muß. Also auch hier wieder vernichten und fortzeugen in einem: ein neuer Beweis für die Gegenpoligkeit alles Geschehens. An ihm kranft unser ganzes Leben, von ihm lebt unser ganzes Leben. Das ist sein Fluch und Segen in einem. Und nun strömen, weil wir als Menschen mit allen Menschen in unmeßbarem aber sehr wirksamem Zusammenhang des Handelns stehn, die Flutwellen dieses Fluches auf unser Leben ein. Wir werden zur Teilnahme am Töten gezwungen, wir müssen Leben

vernichten, um Leben zu erhalten. Aehnlich wie wir das Leben von Tieren und Pflanzen vernichten müssen, um unser Leben zu erhalten. Es kann sich keiner diesem Fluch, diesem Gesetz entziehen, er müßte denn aufhören zu leben, was er nicht darf. So bleibt denn wirklich scheinbar kein Ausweg, und wir sehen uns in einen tragischen circulus vitiosus gestellt. Nur an einem Punkte können wir diesen Bannkreis durchbrechen. Wir können den Fluch, der auf allem Leben lastet, bannen, wenn wir diesen Fluch als die Mitschuld unseres Lebens bejahn, uns mitverantwortlich fühlen für den Zustand und Stand der allgemeinen Bosheit, und für ihr Toben und ihr Sichaustoben ihr das eigene Leben als Kampfplatz und Opfer anbieten. Denn auf diesen Boden der Gutwilligen und selbstlos Gesinnten verpflanzt, muß die Bosheit sterben. Wenn sie kein Organ mehr findet, an das sie sich hängen, an dem sie sich betätigen kann, muß sie an sich selbst zugrunde gehn, am Geist ihrer eigenen Verneinung. Die Führung des Beweises der Teilnahmsnotwendigkeit am Kriege ist also lediglich praktisch zu leisten, durch die Tat der aktiven Einbeziehung in die Gesamtschuld der Menschheit bzw. eines Volkes und durch den Entschluß: Ich will an meinem Teil dazu beitragen, daß der Fluch dieser Schuld, die auch meine eigene ist, getilgt werde dadurch, daß ich mein eigenes Leben zum Opfer einsetze und mit der Waffe in der Hand, dem einzig mir übrig bleibenden Mittel, aus Liebe zu meinem Volke das ihm feindliche Leben vernichte. Aber steigere ich damit nicht den Fluch des durch alles Leben gehenden Gesetzes der Lebensvernichtung zur Lebenserhaltung bis ins Unendliche? Nur dann nicht, wenn ich bereit bin, auf mein niederes, irdisches, sinnliches Leben in Freiheit zu verzichten, um höherem, geistigerem Leben Bahn zu brechen. Ich vollziehe damit im Zentrum meines eigenen Lebens eine Art reinigender Sühne. Es rast der See, er will sein Opfer haben. Nun so bringe ich es, damit er nicht mehr rasen kann. Es geht ein Kriegsrasen durch die Völkerwelt. Ich helfe es stillen, indem ich an meinem Teil sühnend das Opfer meines Lebens bringe. Und selber töte! Aber wie? Könnte ich dies selbe Opfer nicht mit derselben Wirkungskraft bringen, indem ich ohne selbst wieder zu töten, mich widerstandslos töten ließe? Das kann ich fruchtbarerweise nicht tun, weil ich in einem Zusammenhang des Lebens mit anderen stehe, die ich mitzuvertreten habe, deren Leben in mir mitpulst, deren Leben auf dem Spiel steht, wenn ich es kampflos im Stich lasse. Es mag ein ganzes Volk der sittlich Reifen sich aufs äußerste gegen die Zumutung des Kriegführens sträuben. Es muß den Krieg aber dennoch und so lange führen, als noch Elemente da sind in der Welt, die noch nicht auf der Höhe dieser Reife stehen und die anderen mit elemen-

tarer Gewalt zwingen, in den Niederungen ihres Kampfplatzes zu kämpfen, bis sie selbst durch die sittlich stärkere Macht bezwungen zur Einsicht ihres wahnsinnigen Treibens gelangt sind. Und ein Volk der Fortgeschrittenen und Reifen darf nicht wollen, sich kampflos töten und vernichten zu lassen, weil es der Bosheit der Unreifen so gefällt. Das reife, sittlich hochstehende Volk ist für die Erhaltung und den Fortschritt der sittlichen Güter, die es vertritt und denen es seine Reife und Höhe verdankt, verantwortlich. Es darf sie nicht den raubenden Händen der Unkultur überlassen. Es darf nicht wollen, daß die Menschheit zur Tierheit hinabsinke. So muß denn die Kampfansage angenommen und der Krieg durchgeführt werden bis zum bitteren Ende, zum segensvollen Ende durchgeführt durch den heiligen Opfermut aller derer, die die Pflicht des Tötenmüssens als das schwerste Opfer auf sich nehmen, das ihrer Gesittung zugemutet wird. Sie bringen dies Opfer nicht anders als in dem Bewußtsein: Du bist deinem Volke verbunden, das zum Wächter am Heiligtum der Menschheit bestellt ist. „Gott sei meinen Feinden gnädig, ich kann es jetzt nicht sein." Denn ich muß Priester sein und Opfer zugleich. Und *Gott kann auch mein Töten segnen*. Denn alle meine Taten sind ja nicht in meiner Hand. Ich kann wohl etwas tun wollen und ausführen; aber was aus meinen Taten wird, das bestimmt ein Höherer. Ich kann wohl säen, was ich will; aber ich kann nicht ernten, was ich will. Gott aber kann aus meinen Taten machen, was er will. Er kann selbst aus meinem Töten Gutes hervorgehen lassen, zumal wenn ich es nicht aus Eigennutz oder Rachsucht oder in Grausamkeit vollzog.

Gott will immer das Leben. Die Menschen aber haben sich durch eigene Schuld ins Töten verstrickt. Sie mögen sehen, wie weit sie damit kommen. Gott aber kommt über sie alle, indem er die Torheit und den Frevel des Tötens umbiegt in den Segen der Fortentwicklung des Edlen durch die Opfermutigen. Wie jedem einzelnen der Krieg, obgleich er die Auswirkung schweren Fluches ist, zum Segen werden kann dadurch, daß er alle edlen Kräfte der Selbstlosigkeit zu heiligem Opfer entbindet, so können wir Gott auch durch unser Töten im Kriege zerstörend helfen das Reich seiner Gerechtigkeit zu bauen. Im Schoße des Krieges liegen Fluch und Segen in einem, in ungelöster Spannkraft der Gegenpoligkeit. Alles kommt darauf an, was unser Wille sich aus ihm herausholt. Was wir aus dem Kriege machen, das macht er aus uns. Er ist der stärkste Prüfstein dafür, ob wir gut oder böse sind, die schärfste Probe dafür, ob ein Volk zum Untergang reif ist oder zum Hüter der sittlichen Güter. Vieles Falsche, Ueberflüssige, Trügerische muß im Bewußtsein der Menschheit zerstört werden,

wenn sie nicht zugrunde gehen soll am Fluch eines Scheinlebens. Das kann nicht anders geschehen als durch den Krieg. Seine größten Propheten, beispielsweise einen Jeremia, hatte Gott zunächst zum Zerstören berufen, dann erst zum Aufbauen. Zerstörung und Schöpfung, zerstörende und schaffende Kräfte, liegen in eins gebunden in den Tiefen des Chaos.

Die Schöpfung ist noch nicht vollendet. Sie kann es nur werden durch Zerstörung. Anders kann sich aus dem Chaos der Kosmos nicht entwickeln. Immer aber jagen beide Triebe hintereinander her, und jeder sucht, daß er den andern verschlinge und in sich absorbiere. Nach den im Kriege sich austobenden Zerstörungstrieben werden die Schöpfungstriebe wieder aufbegehren und ihr Recht durchsetzen. Nach allen Kriegszeiten, ja mitten in ihnen, beobachten und erleben wir die Zeiten der Kunstschöpfungen ohnegleichen. Der Krieg ist nach Gottes Willen ein Gericht der Zerstörung über alles Lebensunfähige, über die Genußsucht, Selbstsucht und Eitelkeit der Menschen. Wir aber bejahen opferfreudig dieses Gericht des Krieges an uns, indem wir uns durch ihn zur Einfachheit, Anspruchslosigkeit, Zufriedenheit erziehen lassen. Wir schmieden die Ketten des Kriegsgerichts um in Bande der Zucht und eilen in diesen Schranken zum Ziel. Und indem wir die Schuld dieses Krieges bis ins Mark unserer Seele empfinden (F. W. Förster) und für unsere leiseste Mitschuld an ihm erbeben, werden wir des wilden Kriegsrausches und der schwärmerischen Kriegsbegeisterung von Herzen satt und lernen recht nüchtern vom Kriege denken. Wir fühlen uns auch im Kriege, wo immer uns dazu Gelegenheit sich bietet, von unseren sittlichen Pflichten nicht entbunden. Wir üben die Ritterlichkeit am Feinde, die Feindesliebe an den Verwundeten und an der relativ unschuldigen Bevölkerung, wir nehmen uns in Zucht, daß wir nicht vergewaltigen und unnötig verletzen; aber wenn die uns überlegene, von uns nicht geschaffene Lage es erheischt, dann töten wir, nicht freilich in dem Bewußtsein „mit jedem Bajonettstich einen Gottesdienst zu tun" (Schettler), wohl aber weil im Zwang der Umstände ein gebieterisches Sollen über uns kommt, das uns die stärkste Probe der Selbstüberwindung auferlegt und als Ausgleich in unserem Bewußtsein die opferfreudige Selbsthingabe hat. Wir geben dem Kriege, was des Krieges ist und Gott, was Gottes ist. In beiden Sphären sind wir gezwungen, uns zu bewegen. Den Leib geben wir dem Kriege preis; die Seele bewahren wir für Gott. Und doch sind wir auch mit ganzer Seele im Kriege, denn sonst hätte das Opfer unseres Leibes keinen Wert. Und auch für unseren Leib fühlen wir uns Gott verantwortlich. Denn er hat ihn uns gebildet. Wir sehen uns also auch hier dem

Gesetz der Gegenpoligkeit unterworfen. Wir lösen seine verbindende Kraft, indem wir mit wollender Seele uns den Leib zerreißen lassen und uns vor denen nicht fürchten, die nur den Leib und nicht die Seele zu töten vermögen. Wir helfen so die große Entsühnung der Blutschuld dieses Krieges mitvollziehn. Denn wir tragen freiwillig an der Schuld der anderen mit, nehmen geduldig alle ihre Folgen auf uns, und halten die Schuld fern, die andere an unserem Volke begehen wollen. Aus all diesem chaotischen Wirrwarr, in das uns der Krieg wirft, kommen wir aber nur dadurch heraus, daß wir ihn nur als Zwischenstufe und notwendiges Uebergangsstadium zu einem vollkommeneren Zustand der Menschheitsorganisation ansehen. Wir nehmen ihn hin als notwendiges Uebel. Wir rechnen ganz nüchtern mit ihm und rechnen uns in ihn ein. Aber wir tun an unserem Teil alles, um denen die Kriegslust zu nehmen, die sie den Krieg freventlich hinaufführen ließ. Wir töten die Todgeweihten. *Wir zerstören die Zerstörer.* Wir verneinen die Verneiner. Nur so können wir einen neuen Zustand bejahen. Die Verherrlichung des Krieges hat bei allen denen zumal nachgelassen, die seine Schrecken und Abgrundtiefen miterlebten. Wir wünschen nicht in Torheit eine Verlängerung des Krieges als notwendige Bußbereitung herbei. Wir wissen, *der Krieg selbst bringt weder Buße noch Gnade mit sich.* Er bringt nicht seinerseits das ideale Leben zustande, das nicht einmal Christus in der Welt zustande gebracht hat. Eine Wiedergeburt unseres Volkes durch den Krieg ist nicht eingetreten noch auch zu erwarten. Er hat uns nur auf den ganzen Ernst unserer inneren und äußeren Lage aufmerksam gemacht und uns die letzten Abgrundtiefen erschlossen. Aber über den Abgrund selbst hilft er uns nicht hinüber. Der Krieg verleiht an sich unserer Seele keine Schwungkraft, den Flug in die Welt der Ewigkeit zu wagen. Wenn wir nicht ganz wo anders her, von seinem Gegenpol her, von Christus und Gott her, diese Kraft auf unserer Seele in ihn hineintragen, so sind wir in ihm und durch ihn verloren. Höchstens Anreizungen zum Glauben kann uns der Krieg geben, der ebensovielen wiederum allen Glauben aus dem Herzen reißt. Den Glauben selbst schenkt nur Gott denen, die guten Willens sind, ihn in einem reinen Gewissen zu empfangen als die verpflichtende und zugleich aufrichtende Kraft ihres Lebens. Wir werden noch genug Anklagen und Klagen gegen den Krieg zu hören bekommen, wie er uns selbst immer wieder aufs Tiefste erschüttert und von Gott abzudrängen sucht. Und andererseits ergeben sich schwere sittliche Gefahren für die Kämpfenden aus den überschwenglichen Lobeserhebungen, die ihrer Tapferkeit gezollt werden. Welche Gefahren des Hochmuts

und der gottfernen Selbstgerechtigkeit! Wie nötig das gegenpolige Bewußtsein, das allein der christliche Glaube geben kann: Und wenn du alles getan hättest, was dir befohlen ward, du bleibst ein unnützer Knecht; denn du hast nur deine Schuldigkeit getan. Und nichts drüber. So bleibe in der Demut. Du hast aber zugleich alles getan, was du tun konntest, so sei getrost; mehr fordert man von keinem Haushalter, als daß er treu erfunden werde. Das aber bist du auch im Kriege, ein Sachwalter und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Denn du bist zum Wächter und Vernichter des Lebens berufen, zum Richter und Befreier zugleich. Die restlose Erfüllung dieser Aufgabe geht über deine Kraft, aber auch über deine Verantwortung. So richte und vernichte, so befreie und erneue: und überlaß es in Demut und Vertrauen Gott, was er dabei herauskommen lassen will. Die Ehre, die der Krieg hat, der Beweger des Menschengeschlechts, ist die Würde, die er den Demütigen und Tapferen gibt. Zerrissen liegen die Bande der Völkerwelt am Boden. Wir glauben felsenfest daran, daß kein anderes Volk als Deutschland dazu berufen ist, zu siegen über alle seine Feinde, um in Großmut und Würde das einigende Band um eine von ihm aufwärts geführte Kulturwelt zu schlingen. Wir sind von dem unerschütterlichen Glauben beseelt, daß wir als Siegesbeute aus dem Kriege Freiheit und Friede für alle, die vorwärts, aufwärts wollen, mit herausbringen, Vertrauen und Liebe für alle, die wie wir in gleicher Gesinnung nach dem Höchsten und dem bleibenden Glück streben in Gott, der alles Lebens Leben ist. Unter diesem höchsten Ausblick rechtfertigt sich letztlich der Krieg in unserem religiös-sittlichen Selbstbewußtsein. Und nur so kämpfen und führen wir ihn.

e) Das Gebet im Kriege. Im Gebet wird die Diskussion des Frommen über Kriegsberechtigung und Kriegsverpflichtung vor dem Tribunal Gottes geführt. Den ergreifendsten Gebetsdebatten begegnen wir bei Schüßler (Feldpostbriefe eines Pastors im Waffenrock), Jacobskötter (Kriegserlebnis) und im „Trittchen" in C. Busses „Sturmvögel". Blutwarmes Leben, heißinnerliches Kämpfen: beides um Gott und in ihm sich bewegend. Wie der Fromme betend seines Gottes im Kriege gewiß wird: das ist die Hauptfrage. Nicht die ist es, wie Gott den Krieg zulassen kann oder ob Gott im Kriege schützt. Sondern wen und wie er durch den Krieg segnet. Sie betteln nicht um ihr Leben, wenn sie beten. Sie bringen Gott ihr Leben dar, wenn sie betend vor ihn treten, ob er es annehmen will. Mit Recht heißt es bei Rud. Herzog: „Das Schreien zu Gott ist das Gebet der Feigen." Nein, das Gebet soll dem Beter die Nähe, den Geist, den Frieden Gottes ins Herz bringen. „Nicht die Angst ist die Ursache unserer Gebete"

heißt es bei Rhoden, „nicht Furcht vor dem Ende. Im Reinen will man sein mit seinem Gott und darum reif für die Ewigkeit und darum reich an innerer Kraft, den Tod seelisch zu überwinden." In einer Studie Stanges über die Kriegsfrömmigkeit heißt es (Pastoralblätter 1915): „Nicht aus sich heraus haben sie gebetet, sondern in sich hinein; denn innen spürten sie Gott ganz eins mit dem Kern ihres Wesens." Diese Auffassung mag gegebenenfalls und individuell berechtigt sein. Das Normale und Allgemeine ist sie nicht. Auch die andere Linie der Gebetspraxis ist es nicht: betend eins werden mit seinem Schicksal. Ist jenes stark reflektiert und theologisiert, so dieses übertrieben, unpersönlich und fatalistisch. Das Normale findet sich in der Abwandlung des Gebetes Christi: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe" und des Ergänzenden: Dein Wille soll mein Wille sein, meine Speise, also die Grundlage meiner (inneren) Selbsterhaltung. Auch wenn mir das Leben im Tode zerbricht. „Gib mir Kraft, Gott, daß ich mich im Tode nicht bloß zurecht- und mit dir abfinde, sondern daß ich mich zurückfinde ins himmlische Vaterhaus und dich, mein Gott, im Tode noch preise." Gewiß werden sich nicht alle Gebete zu dieser Innerlichkeit und auf diese Höhe erhoben haben. Viele haben sicherlich nur vom Gebetsgeist des 46. und 91. Psalms Gebrauch und Erfahrung gemacht. Aber damit hatten sie schon unendlich viel gewonnen: die innere Sicherung des Lebens gegen seinen äußeren Zusammenbruch, die Deckung des inneren Lebens in dem Gefühl gottgeborgener Sicherheit. Aber wir haben bereits in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß sich mit dieser Vorstellung sicher egoistische Momente verbinden können. Und daß die Erfahrung selbst dem oft schnurstracks zuwiderläuft. Es sind tatsächlich nicht immer die frommen Beter, denen die bewahrende Liebe Gottes im Kugelregen zuteil wird. Sondern der Gute geht mit dem Schlechten dahin in einen Tod. Gegen ihn ist auch kein Kräutlein „Gebet" gewachsen. Und der Tod ist völlig neutral gegen Böse und Fromme. Er erhascht seine Beute unter beiden. Nicht sein ihm bestimmtes Geschick wendet der Beter ab durch sein Gebet, sondern er schickt sich betend in seines Gottes Willen, den er als guten und gnädigen anerkennt. Das Gebet ist immer eine innere Auseinandersetzung mit dem überweltlich-weltdurchwaltenden Gott, mit dem der Welt und aller Dinge mächtigen Gott. Als solches hat es im Weltkriege unzählige Triumphe gefeiert, Seelen erlöst, Siege gesichert. Hier im Gebetsleben ist die innere Kriegsgeschichte am kraftvollsten in die Erscheinung getreten. Unter den schwersten äußeren Erschütterungen hat der Beter sich eine unerschütterliche Lebenssicherheit errungen. Unendlich viele haben,

indem sie sich betend mit Gott auseinandersetzten und in seine Nähe rückten, die richtige Distanz von der Welt gewonnen und von ihrem eigenen Leben. Sie haben es in seinem wahren Wert einschätzen gelernt und es nicht mehr für der Güter höchstes geachtet. Das Gebet hat sich als die wirksamste Waffe erwiesen, aller todbringenden Feinde des Lebens Herr zu werden, als das unfehlbare Mittel, unzerbrechliches ewiges Leben aus Gott zu gewinnen. In besonderer Weise hat sich Segen und Kraft der Fürbitte im Kriege bewährt. Am ergreifendsten tritt uns das wieder bei Schüßler entgegen. Aber auch die höchste Autorität der Kriegführung, Hindenburg, hat offen bekannt: „Ich empfinde es bei meiner Arbeit: die Gebetskraft des deutschen Volkes hat nachgelassen." Andererseits hat das leuchtende Beispiel Hindenburgs als treuen Kirchgängers und Beters unendlich segensreich gewirkt. „Das Vorbild seiner wahren und warmen Frömmigkeit hat mehr gewirkt als viele Erbauungsbücher." Bezeichnend für die Entwicklungslinien des Gebetslebens im Kriege ist das Zeugnis: „Wir spüren nicht mehr die starke Rückendeckung der Buße und Gebete, die uns in den ersten Monaten des Krieges so spürbar, ja sichtbar hindurchgetragen hat; unser Volk daheim ist zum Teil schon sicher und träge, ja vielfach wieder leichtsinnig geworden." Köstlich für den klar erkannten Wert des Betens ist das Wort: „Als Israel kämpfte, betete Mose; er schimpfte nicht hinter der Front."

C. Glaube und Welt.

I. Der christliche Glaube und die außerchristlichen Weltanschauungen.

a) Man hat behauptet, daß der Krieg eine starke Vereinfachung der Glaubensaussagen bewirkt habe; ja daß er eine Reduktion und Hinabstimmung der christlich-plerophorischen Frömmigkeit auf das einfache Niveau einer natürlichen Religion in vielen Herzen gezeitigt habe. Gewisse allgemeine Ideen wie Gott, Tugend, Unsterblichkeit hätten sich als allgemein anerkannte Grundgedanken des religiösen Bewußtseins durchgesetzt — und das ebensowenig zum Schaden des jetzt lebenden und kämpfenden Geschlechts wie vor 100 Jahren zur Zeit des Rationalismus und der Freiheitskriege. Aber das Letzte und Höchste ist das nicht. Gewiß, die Tatsache bleibt erfreulich, daß die Konfessionen sich einander näher gerückt sind und die trennenden Unterschiede der kirchlichen Lehren vergessen wurden zugunsten eines glücklich gemeinsamen Glaubens an den einen Gott, der eine feste Burg beider, der Protestanten wie Katholiken ist. Ja die vielfach

herbeigezogene Frömmigkeit des alten Testaments hat diesen Reduktions- und Vereinfachungsprozeß im Welt- und Gottesanschauungsleben wesentlich gefördert. Nicht mehr der christlich-trinitarische Gott solle letztlich gelten und herrschen, sondern der reine Monotheismus, der dem einen Gott allein alle Ehre gibt. — Dem gegenüber gilt: Auch für das gläubige Bewußtsein der Christen bleibt der eine Gott die letzte Quelle aller Erkenntnis und Kraft und aller Weisheit letzter Schluß. Und es ist gut, daß der Krieg uns diese unerschütterliche Grundposition wieder recht kräftig in unser Bewußtsein eingehämmert hat. Diese Erkenntnis ist auch wesentlich dadurch gefördert, daß der Glaube dem einen Gott, dem allein weisen und gewaltigen, dem heiligen und gerechten, dem strafenden und richtenden, ein unmittelbareres, positives Verhältnis zum Kriegsgeschehen zusprechen konnte, als Christus oder gar dem heiligen Geist. Mit letzteres „Gottheit" hat, so weit ich sehe, der Krieg überhaupt nichts anzufangen gewußt. Und Christus konnte im Grunde weder mit seiner „Gottheit" noch mit seiner „Menschheit" in innere Verbindung mit dem Kriegsgeschehen gebracht werden. Gewiß, er hat sich unendlich oft den Kämpfenden als höchsten Tröster und treusten Freund erwiesen. Aber grundsätzlich ward immer klarer erkannt, daß Christi und des Krieges Wesen sich fremd bleiben wie Feuer und Wasser. Und doch: diese praktische Ausschaltung Christi und des Geistes aus der trinitarischen Gottesvorstellung berechtigt uns noch lange nicht, das Zurückgehen auf den einen Gott als eine theoretische Notwendigkeit zu fordern. Wir werden nie leugnen oder gar verleugnen dürfen, daß Gott uns letztlich in Christus der bekannte Gott und der liebende Vater ist. Die zweitausendjährige Geschichte der christlichen Frömmigkeit läßt sich nicht durch eine dreijährige Kriegserfahrung rückgängig machen. Und hat der Krieg dafür gesorgt, daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi im Bewußtsein etlicher zum Bilde des alttestamentlich heiligen und gerechten Richters erstarrte, so sollen und wollen wir Christen dafür sorgen, daß selbst im Kriege und nie mehr nach dem Kriege die Züge im Bilde Gottes verwischt werden, die Christus mit seinem Geist hineingezeichnet hat, und denen wir alles verdanken, was wir sind und haben.

b) Schwerwiegender ist ein anderer durch den Krieg wieder besonders bedrohlich gewordener Ansturm gegen den christlichen Gottesglauben: der einer *materialistischen Geschichtsauffassung*. Das ist ihre Beweisführung: Wenn ihr Christen euch scheut, euren Gott mit diesem Kriege zu beflecken, so muß doch eine Macht da sein, die ihn heraufgeführt. Nun haben alle Völker feierlich durch ihre Führer versichert: Wir sind unschuldig an diesem Kriege; wir haben ihn nicht gewollt. Er kam über uns

wie ein Verhängnis. Und einer schiebt die Schuld auf den anderen, weil sie alle fühlen, daß sie seine erdrückende Verantwortung nicht tragen können. Man wälzt sie auf die Verhältnisse ab, auf die wirtschaftlichen, ökonomischen, sozialen Verhältnisse, auf den Konkurrenzkampf und die Rivalität der Neider und in ihrem Geschäft Geschädigten oder Bedrohten. Und schließt also: Hängt die Entscheidung über die Geschicke der Völker von wirtschaftlichen Verhältnissen ab, so sind eben sie und nicht Gott das Mächtigste, weil Ausschlaggebende in der Welt. Sie sind die letzte bestimmende Macht, die mit dem Leben der Menschen und Völker spielt und ihrer Gegenregungen spottet. Schafft die schlechten, unvollkommenen Verhältnisse aus der Welt und ihr entthront auch den Dämon Krieg. Diese Beweisführung ist deshalb so blendend, weil sie einen Schein der Wahrheit in sich birgt. Aber nicht ihr helles Licht. Denn die Verhältnisse sind nie abgelöst da von den Menschen, unter denen sie walten. Sie sind nicht unsichtbare, personifizierte Geister, die durch die Luft streichen und mit Geißelhieben die Menschen in Krieg und Tod peitschen. Was lebt und wirkt in der Welt, ist Wille. Und den kennen wir nur an Menschen von Fleisch und Blut und von Geist. Nun sahen wir oben, daß der Menschen Wille, wenn er zur Tat ward, nicht mehr in ihrer Bestimmung ruht, sondern nach eigenen Gesetzen wirkt, nach dem Schwergewicht, das eine höhere Macht in sie hineinlegt. Und wir merken aus den zutage tretenden Wirkungen, daß hier eine zielbewußte Absichtslenkung vorliegt. Die Menschen und die Völker stehen zueinander in einer unendlichen, oft unkontrollierbaren Wechselwirkung im Bösen wie im Guten. Aber nicht die blinden, wenn auch noch so starken Verhältnisse sind es, die hier bestimmend obwalten, sondern das Verhalten selbst und die sich Verhaltenden und ein sie alle haltender und gestaltender oberster Wille. Wir sind oft nur zu dumm und zu verderbt und vor allem nicht fromm genug, um in den Verhältnissen den sich verhaltenden Gott zu spüren. Gewiß, Gott hält sich oft zurück in den Verhältnissen, er enthält sich, aber er enthüllt sich auch und behält alles und alle in seiner Hand. Und vermag schon des Menschen genialer und guter Wille schwierigste Verhältnisse segensvoll zu entspannen, so noch viel mehr der Wille, von dem wir unseren eigenen abhängig und bestimmt wissen. Nein, nicht die Verhältnisse zwischen den Dingen sind das Entscheidende, sondern das Verhalten des Willens, der sie schuf, und dem sie sich beugen müssen, weil und wenn er gut und darum stärker ist als jene.

c) Die Versuchung zum Pessimismus ist besonders stark hervorgetreten in diesem Weltkriege, bei uns Deutschen zumal, die wir uns so schändlich verleumdet und so erfolgreich

gehaßt und geschädigt erleben mußten. Den gegen Deutschland in immer schärferer Weise aufschäumenden Haß einer halben Welt hat unser Volk bei strengster Selbstprüfung mit Recht als ungerecht abgelehnt; aber bei vielen ist dadurch der gute Glaube an den guten Willen in der Welt zerstört; die weitest gerade bei uns Deutschen verbreitete Weltanschauung des Optimismus hat einem resignierenden Pessimismus weithin weichen müssen. Ist das die gute Welt, die des guten Gottes, ihres Schöpfers, Absichten und Anstrengungen entspricht oder ist sie nicht vielmehr sein Widerspiel und Gegenpart? Der Leibnizsche Optimismus hat jedenfalls durch diesen Krieg einen härtesten Stoß erlitten, der diese Welt als die beste erklärt und behauptet: Wäre sie es nicht, so hätte der allmächtige, allweise, allgütige Gott eine bessere schaffen müssen. Diese Art grenzenlosen Optimismus' hat das Christentum nicht vertreten, vertritt es auch heute nicht. Es weiß nur von einer Welt, die im Argen liegt, die von Gott sich abgewendet im Trotzgefühl mißverstandener Freiheit, von einer Welt, die Gott so viel Sorgen und Umstände bereitet, daß er zu dem äußersten Mittel der Sendung und Opferung seines eingeborenen Sohnes greifen mußte, um sie sich zu versöhnen und sie wieder zu sich und zurecht zu bringen. Nie haben die Christen viel von dieser Welt erwartet; ihre zugkräftigste Parole lautete: „Es vergehe die Welt, es komme dein Reich!" Und nun tritt hier wieder im christlichen Bewußtsein die große Bipolarität einer Gewißheit von einer bösen Welt und eines Glaubens an eine gute Welt in die Erscheinung. Jener schleudert der Glaube sein „dennoch" entgegen und für diese opfert er sich freudig auf. Er fühlt sich als lebendige Verbindung zwischen beiden. Er sammelt, was noch übrig ist an guten Kräften aus der bösen Welt, ja er biegt die bösen um in gute und schafft, das Böse zerstörend das Gute in einem Zuge; und merkt dabei, wie das Böse selbst ihm dabei Handlangerdienste leisten, ja das Material hergeben muß, aus dem der Glaube die gute Welt, das Reich Gottes erbaut. Das sonst verneinende und zerstörende Böse wird zu einer am Guten gegen seinen Willen mitschaffenden Kraft in der Hand und durch den Willen der Guten. In Summa: Man mag die Welt und ihre Zustände und Menschen noch so pessimistisch beurteilen — dieser Weltkrieg gibt Material genug dazu —: für den Glaubenden ist das Böse, selbst in seiner furchtbarsten Erscheinung, nur dazu da, um es in kraftvoller Gegenwirkung in die Sphäre des Guten zu erheben.

d) Von der pessimistischen Weltwertung zur dualistischen Weltanschauung ist nur ein Schritt. Und wir können uns nicht wundern, wenn der Weltkrieg Anlaß genug gegeben hat zur Annahme eines bösen Weltprinzips, das in gegenpolarer

Wirkung dem guten Gott selbständig gegenübertritt. Die ganze Unsumme der tobenden, rasenden, mit Absicht und Raffinement Werte und Menschen vernichtende Kräfte scheinen in ein Zentrum zusammenzulaufen, von einem willenbegabten und wirkungsgewaltigen Mittelpunkt auszugehen. Es ist alles so planvoll schlau angelegt, mit teuflischer List ersonnen, mit unzählig unterstützenden Kräften ausgeführt, daß man sich fast gezwungen sieht, aus all diesen Wirkungen auf einen einheitlich und persönlich Wirkenden zu schließen, der zum mindesten dem lieben Herrgott das Leben und sein Wirken recht sauer macht. Ist dem wirklich so? Deshalb nicht, weil, wie wir oben schon sahen, die Werke des Bösen sich schließlich in Nichts auflösen, nur durch den Schein verführen und vor dem tapfer auf sie Einwirkenden in Nichts zerstieben. Das Böse erborgt sich vom Guten ein Scheindasein; es ist das, was nicht sein soll und darum nicht bleiben kann, und deshalb seinen Grund auch nicht in einem persönlich Bleibenden haben kann. Das Böse ist nur eine elementare Naturkraft, die sich zu persönlicher Geltung hindurchringen möchte, der aber die Kraft dazu immer wieder von dem Guten genommen wird. Es sind aus den zahllosen Zeugnissen der Mitkämpfer im Weltkriege so gut wie gar keine Aeußerungen darüber laut geworden, die dem bösen Prinzip eine selbständige Weltgeltung zuerkennen — ein überwältigend tröstlicher Beweis, daß die Kräfte der Guten und ihr Glaube an einen guten Gott verheißungsvoll stark am Werke sind. „Es gibt", heißt es bei Harnack mit Recht, „kein unbezwinglich böses Geschick, denn es gibt Menschen, die auch des härtesten Geschickes Meister geworden sind." „Alles kann und muß uns zum Besten dienen, wenn wir nur ehrlich dem Guten nachkommen." —

Aber das dualistische Weltdeutungprinzip kann sich auch unter der Losung ausprägen: hie Chaos, dort Kosmos, hie Wille zur Vernichtung, dort Wille zu ordnender und gestaltender Form (Horneffer). Unleugbar ist nun eine chaotische Tendenz im Kriege wirksam. Aber es ist kein Grund vorhanden, sie mit den Pessimisten triumphieren zu sehn. Mit Recht bemerkt Bachmann (Deutsche Theologen S. 199), daß alle wirksame Kampfesfreude in dem Augenblick gelähmt sein würde, wenn wir uns dem Wahn hingeben, daß unsre Geschichte dem Chaos entgegentreibt." Nein, wir fühlen uns vielmehr berufen, sie dem Kosmos entgegenzuführen, auch mitten durch alle chaotischen Strebungen des Weltkrieges hindurch, weil wir selbst in uns die Kraft des bauenden Kosmos spüren! Und endlich: Ist es nicht geraten und vernünftig, angesichts des unsagbar Traurigen, Boshaften, Gemeinen, das durch diesen Krieg über die Welt schreitet, Gott fernab von dieser Welt zu rücken, um ihn nicht mit dieser Welt zu beflecken? Er

throne fort in weltentrückten Himmelshöhn und erdgeschiedener Heiligkeit und Herrlichkeit, und diese Welt mag ihrem gotttrotzenden Schicksal überlassen bleiben, sie hat kein besseres verdient. Sie mag selber zusehn und tragen, was sie sich als Schicksal auferlegt; Gott muß mit ihm und ihr unverworren bleiben, er der allein Selige! Gut gemeint ist dieser Deismus, aber Gottes unwürdig gedacht, und die Menschen zur Verzweiflung treibend. Entweder ist Gott alles in allem oder er ist überhaupt nicht Gott. „Was wär ein Gott, der nur von außen stieße?" Er müßte sich stoßen an der Welt, und die Welt würde ihn stürzen von seinem Thron. Gott und Welt gehören zusammen; die Welt kann ohne ihn, er kann ohne Welt nicht sein, und auch der stärkste Weltkrieg kann sie nicht voneinander reißen. Wir selber tragen ihn und seinen Willen kämpfend in die Welt hinein und helfen ihm die Welt gewinnen, die ganz auf ihn durch ihn selbst angelegt ist, und die er haben will ganz für sich.

e) Bleibt schließlich noch der Gott des Islam übrig und sein Fatalismus. Mit den Türken sind wir verbündet auf Gedeih und Verderb. Ihre ganze Geschichte hallt wieder von Allahs Schritten und seinem anfeuernden, kriegsbegeisternden, tausendfach erprobten Streitergeist. Ist hier nicht der Gott, den wir brauchen, um zu siegen? Als der reine eine, einzige bietet er sich zum Bundesgenossen an. Vereinfacht, reinigt euren Christenglauben auf diese Formel und ihr erlebt seine Einheitskraft! Alles ist Schicksal, ist seine Bestimmung, ist willenstählendes Mußgeschehn — nichts braucht ihr mehr zu sorgen, nichts zu bedenken; Gott hat alles allein vorausbedacht und vorgesorgt, und es kommt, so sehr ihr euch auch bemüht, nicht anders, als er es haben will. So verlockend diese Stimmen klingen, es sind Töne aus einer anderen, uns völlig fremden Welt. Allah ist und bleibt ein unfruchtbarer Formel-Gott, eine Abstraktion von der Welt, ein unpersönliches Abstraktum, ein magischer Halbgott. Er zieht uns nicht in seinen Bann. Denn sein Bann lähmt unsere Aktivität, unseren Unternehmungsgeist, unsere Schaffensfreude. Wir nehmen unser Geschick in die eigene Hand und warten nicht auf Gottes Hilfe so, als fiele sie uns wie Tau vom Himmel auf dürres Land. Mit den Türken sind wir verbündet durch unseres Gottes Fügung, und wir wollen ihnen treue, ehrlich Freunde bleiben in Not und Tod. Aber der Allah des Islam kann uns nichts über das hinaus bieten, was wir am Vater unseres Herrn Jesu Christi Besseres haben. In ihm hat er uns sein ganzes Herz erschlossen und all seinen Willen kund getan. Wir wissen, was er von uns will, und was wir sollen wollen um seinetwillen. Wir erkennen kein Fatum an: „Es ist bestimmt", sondern nur den Vater: „Er hats bestimmt." Kein hartes

unergründliches „Muß" waltet über uns, das uns in tatenschwache Passivität treibt, sondern ein liebeglühender Vaterwille, der uns erzieht und dem wir kraftvoll freudig antworten, mit einem gehorsamen: „Ich darf!"

Mit dem christlichen Gottesglauben verträgt sich die Weltanschauung des Pantheismus und des deutschen Idealismus. Was sagt der Weltkrieg zu diesen beiden?

II. Der christliche Glaube und innerchristliche Weltauffassungen.

a) Für eine pantheistische Weltanschauung schafft der Krieg gewisse, recht unliebsame Verlegenheiten. Wenn Gott alles sein soll in allem, so bedeutet das Kriegsgeschehen zum mindesten eine Diskreditierung dieses Alls. Es ist ein Teil des Alls da, das sich vor Gott nicht sehen lassen kann. Es ist so viel Kleinliches und Klägliches, so viel Erbärmliches und Abscheuliches da, so viel Schande und Schuld, die absolut nicht restlos aufgehen will in Gott, auch wenn er alles versteht und alles verzeiht. „Wehe uns, wenn wir in pantheistischer Weise Gott mitten in der Weltschuld suchen d. h. Weltschuld in Weltsegen und Gottessegen und Gottesgabe umlögen! Wehe uns, wenn wir im Weltenkriege nicht den ganzen unermeßlichen Abfall der Menschheit von Gott erfassen, wenn wir nicht ehrlich nach unserer fernsten und verborgensten Mitschuld suchen und uns innerlich von ihrem Fluche befreien." (F. W. Förster). Der Weltkrieg vollzieht an dem landläufigen, romantischen Pantheismus die heilsame Korrektur, daß er uns warnt, Gott da zu suchen, wo er sicher nicht zu finden ist, im Schmutz der menschlichen Sünde und Schuld. Diese sind da ohne ihn, und er muß ohne sie bleiben. Aber er will nicht, daß wir in ihnen bleiben. Sonst kann er nicht ganz in uns sein. Gewiß ist alles für ihn bestimmt: aber er will, daß wir alles dieser seiner Bestimmung zuführen.

b) Der Idealismus ist und bleibt für viele der Besten der Träger ihrer Kriegsbegeisterung. Hätten sie nicht den Glauben, trüge sie nicht der Glaube an die ideale Größe des Vaterlandes als eines höchsten sittlichen Guts, so würden sie nicht mehr dafür kämpfen. Mit Recht weist H. Scholz (Der Idealismus 1915) darauf hin, daß es ein Glück bedeutet, wenn die Völker nicht zu bloßen Ziffern herabsinken, und daß der nationale Ehrgeiz nicht nur als verzeihliche Schwäche, sondern als Ausdruck sittlicher Kraft und sittlichen Selbstbewußtseins sich darstellt. Zwar sagen wir heute nicht mehr mit Fichte, daß das deutsche Volk das Normalvolk sei, das alle übrigen Völker zu sich bekehren müsse. Aber als geistgewaltiges Volk können wir nicht ohne politische Selbständigkeit

existieren, weil man nicht dauernd als Knecht eines anderen die Arbeit eines Freiherrn tun kann. Diese durchaus gerechtfertigte und fruchtbare Spannkraft des Idealismus darf man nun aber nicht mit Dunckmann (Laible S. 90 ff) in überspannten Gegensatz zum Christentum deshalb stellen wollen, weil jener uns keinen Heil sichernden Gott zeige und zu eitlem Selbstvertrauen verleite, und weil er uns nicht vor Werkdienst und Selbsterlösungswillen bewahre, endlich uns nicht den Mut zum Leben unter der Zuchtrute des Todes gebe. Nun ist ja ohne weiteres zuzugeben, daß die idealistische Lebensanschauung ein Gewächs auf dem natürlichen Boden erdgebundener Philosophie ist. Aber in Gegensatz zum Christentum sollte man ihn deshalb niemals zu stellen wagen. Denn er ist eine Brücke zu ihm. Er bewegt sich auf denselben Geleisen menschlichen Gemütslebens wie der christliche Glaube. Beide gehören zusammen wie Form und Inhalt, wie Bruder und Schwester, wie Weissagung und Erfüllung. Wir dürfen hier nicht einen Gegensatz künstlich konstruieren wollen, der den Idealismus auf die Stufe einer „bloß natürlichen" Geisteserscheinung zurückweist und das Christentum in seinem Wesen als „getröstetes Sünderelend" charakterisiert. Beide Größen haben eine Schnittfläche: die der höchsten Kraftentfaltung der sittlichen Persönlichkeit. Und das Christentum ist als lebenswerte Religion vielen im Weltkriege unter dem Gesichtspunkt seiner schöpferischen Kraft entgegengetreten. Und wenn die „bloß Idealisten" aus ihrem reinen Idealismus heraus sich zum Opfer ihres Lebens begeistern ließen, so mag und muß das in Gottes Augen ebensoviel gelten, als wenn ihr Glaube die Christen zu gleicher Opferfreudigkeit trieb. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für die Brüder" — wenn in dieser Gesinnung das Christentum gipfelt, so ist es eben dem Idealismus wesensverwandt, und dieser ist nichts anderes als das aufs allgemeine menschliche Bewußtsein projizierte Christentum. Und was der Weltkrieg in seinen höchsten Nöten sieggewaltig miteinander verband, das soll der Mensch nicht aus theoretischen Erwägungen voneinander trennen. Es ist gut, wenn der Idealist, dem die Unverwirklichbarkeit seiner Ideale Kraft und Mut zerbricht, am Christentum Halt und Trost findet, das ihn zu dem in Christus verwirklichten Lebensideal und zur Gewißheit ewigen Lebens weist; und es ist ebenso gut, wenn der Christ seine Ideale, die er an Christus gefunden hat, in dieser Welt und selbst in diesem Weltkriege durchzusetzen sucht, dessen gewiß, daß selbst die Menschen und Verhältnisse dieser Welt dafür noch empfänglich sind. Unter diesem entscheidenden Gesichtspunkt hat sich der Idealismus im Weltkriege als eine Abwandlung der christlichen, als eine innerchristliche Weltanschauung erwiesen.

D. Glaube und Tod.

I. Sittlich-ideelle Ueberwindung der Todesfurcht.

a) Man kann das Grauen vor dem Tode durch die Kraft eines Stoizismus überwinden, der der erschütternden Tatsache des Todes durch Selbstzucht begegnet. Es sind keine Lebensmüden, die draußen im Feuer der Geschosse den Tod suchen, sondern es sind die Lebensstarken, die ihn mit aller Kraft grundsätzlich verneinen. Es lebt in ihnen ein starker Lebenstrieb. Aber er hindert nicht ihre Sterbensbereitschaft. Sie sind innerlich so stark, daß sie ihr Leben einsetzen können, weil nicht mehr das Leben mit seinen zerstreuenden und zerstörenden Bedürfnissen über sie herrscht, sondern ein Wille, der das Leben selbst in die Hand nimmt, um es an eine große Idee zu setzen. Wie unzählig viele sind dadurch nicht bloß ihres Lebens, sondern auch ihres Todes mächtig geworden. Je länger der Krieg dauerte, um so ferner war man dem schwärmerischen Enthusiasmus, der sich jauchzend und singend in den Tod stürzte (die akademischen Bataillone bei Langemark). Der Wert des Lebens wird von niemandem klarer erkannt, als von denen, die es täglich aufs Spiel setzen und es sich immer wieder aufs neue erobern müssen. Wenn sie nun in dieser Empfindung täglich dem Tode ins Angesicht schauen, so gehen sie ihm wie Geweihte entgegen, deren Sterben ein bewußt dargebrachtes Opfer bedeutet. Gewiß mögen viele nicht auf der Höhe dieser Erkenntnis dem Tode getrotzt haben; aber etwas lebte in ihnen allen von der Ueberzeugung: Wir müssen uns einzelne opfern, um uns als Ganzes zu behaupten. Gewiß lag ihnen das Sterben selbst wie eine harte Notwendigkeit auf. Aber sie fühlten in sich die Kraft zur Freiheit, den Tod mit in ihr Leben hineinzunehmen, ihn zu einem Stück Leben selbst zu machen. Klarer trat es in das Bewußtsein der am Tode Gereiften: Es geht unser Leben nicht im irdischen Lebensprozesse auf; sonst müßte sich in ihm das Geheimnis des Lebens uns entschleiern. Aber nun bleibt es verborgen; so mag der Tod uns das Tor zum Leben aufstoßen! Besteht doch auch der Wert des Lebens nicht in seiner Länge noch in seiner Bequemlichkeit, sondern in seinem Inhalt und in seiner Fruchtbarkeit. Was kann aber dem Leben mehr Gehalt geben als die kraftvolle Konzentration seiner besten Kräfte im kampf- und sterbefreudigen Wirken; was es fruchtbarer machen als der erwirkte Segen der Freiheit des Vaterlandes?

b) So erscheint den treuen Kämpfern der Tod auf dem Schlachtfelde als ehrenvoll. Der Einsatz des Lebens ist die Ehre des Lebens. Je mehr wir uns an ein hohes Ziel ver-

schwenden, um so mehr Fülle strömen wir aus, um so mehr Ehre nehmen wir ein. Ehre nicht als Anerkennung der Andern vorgestellt. Wer die sucht, der hat seinen Lohn dahin. Nein Ehre als Sichselbstachtenkönnen, als sittliche Selbstbewertung, die immer da sich einstellt, wo einer das Höchste sich zu leisten getraut und daran seine Kräfte setzt. Der reine Wille zur höchsten Leistung: in dieser Bereitwilligkeit führt die Ehre ihren Berechtigungsnachweis. Und den leistet der Soldat, der freudig sein Leben hingibt fürs Vaterland. „Die Schranken des Eigenseins fallen dahin; ganz frei von ihnen gibt er sich ganz für sein Volk, unbedingt, grenzenlos, ohne Lohn: das ist heiliger Tod" (Joh. Müller). „Anfangs beherrschte wohl das unpersönliche Geschehen das persönliche Empfinden; das Todesgeschehen ward als sachlich hartes Schicksal empfunden; hernach aber erfuhren die Besten ihr Schicksal als das ihnen Geschickte, Zugedachte, Zugemessene, das gerade zu ihrem Leben gehören mußte, um es an sein Ziel und zu seiner Vollendung zu bringen: es wurde zu ihrer persönlichen Tat, in die sie hineinwuchsen mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Und das Versprechen der Treue, das sie stets mit ihrem ganzem Leben dem Vaterlande gaben, kam im Tode zur schönsten Auswirkung und Einlösung. Das Opfer des Ich in der Todesbereitschaft bedeutete den ehrenvollen Gewinn eines höheren Selbst. Im Blicke auf das Unendliche der im Tode und durch ihn zu lösenden Aufgabe werden die Ausblicke auf ein unendlich sich weitendes, unendlich wertvolles Leben geboren, das erst dem irdischen Leben Ziel und Weisung gibt.

II. Christlich-gläubige Ueberwindung des Todes.

a) Der Ausblick auf unseres Daseins Ewigkeit wird angeregt durch den Einblick in die unendliche Aufgabe unseres Lebens. Wer bietet die Gewähr, daß diese Erwartung kein Wahn ist? Nicht alles Sterben ist einer Art. Vom verzweifelten, verbitterten Muß-Sterben sehen wir ab. Zum freiwilligen Opfertod blicken wir auf. Aber auch er kann in stolzer Selbstgenügsamkeit und in bitterem Hohn auf die anderen gestorben sein. Dann hat er keinen Wert für die Anderen; in der Wirkung vielleicht, aber nicht in der Absicht. Es gibt einen stolzen Soldatentod, der seine Ehre dahin hat in seinem sich selbst genugsamen Stolz. Aber es gibt auch einen Tod, und der, gewinnt „eine Gleichgestalt mit dem Tode Christi" weil er wie dieser in seiner Unschuld und Freiwilligkeit die Gewissen erschüttert. Und darum reinigend und neubelebend nachwirkt auf kommende Geschlechter der durch ihn Lebenden. Je bewußter einer seinen Tod in diesem Geiste stirbt — und viele sind ihn so ge-

storben — um so wertvoller war sein Sterben, um so nachhaltiger wirkte es, um so seliger war es. Denn in solchem Sterben stellten sie sich selber dar, so wie sie in ihrer besten Verfassung waren, und Gott ihr Leben als wertvoll anerkennen konnte. Sie deckten sühnend ihrer Sünden Menge in einem Tode, der eine Vorausdarstellung reinen Lebens war, und traten rein an die Schwelle der Ewigkeit. Für sich selber starben sie und für ihr zukünftiges Leben. Und sie stießen auch für andere das Tor der Ewigkeit mit auf, daß Licht daraus allen entgegenfluten konnte. So war es im höchsten Maße bei Christi Tod der Fall. Ihm nachstreben, ihm es nachtun im Sterben, ihm nachfolgen in seinen Tod: das haben die Besten als ihren seligen Tod erfahren und darin den reichsten Trost für ihr Sterben gefunden. Ihre Todesbereitschaft hat sie ganz nahe an Christus herangerückt. „Ich bin jetzt bei dem, der meines Herzens Trost und mein Teil ist" („Der alte Gott" 30, 5). „Die Hauptsache ist nicht, daß ihr meinen Leib sucht und findet, sondern daß meine Seele zur Ruhe der Kinder Gottes eingegangen ist." Aber nur für die war dieser Jenseitsglaube keine Phrase und kein Selbstbetrug, die das Jenseits in einer Lebensrichtung auf Gott und Christus hin in ihrem irdischen Dasein erlebt hatten. „Jetzt fürchte ich den Tod überhaupt nicht mehr, weil ich das Jenseits erlebt habe." Die Seligkeit eines gottinnigen, mit Gottes Willen einigen Lebens und nichts anderes sonst verlieh und verleiht den Gläubigen die Gewißheit des Lebens in einer seligen Ewigkeit, die kein Tod erschüttert. Das ließ sich aber alles nicht in Hoffnungen erfahren, die im luftleeren Raum flatterten. Nur soweit sie an Christus Halt und Inhalt gefunden, gewannen sie Wirklichkeitskraft und Einwirkungsmacht. Denn allein sein Sterben hat den Bann des Todes durchbrochen und die Bahn frei gemacht für das ewige Leben mit ihm bei Gott. Das wurde niemals so deutlich als in diesem Weltkrieg, der ein ganzes Volk von Christen, die in der Atmosphäre des Geistes Christi lebten, unschuldig in ein großes Sterben, wie sein eigenes es war, gedrängt hat. Je mehr sich Fromme finden — und sie sind gefunden! — die im Gehorsam gegen Gottes Schickung ihren Tod in Gleichgestalt des Todes Christi sterben, um so mehr Leben blüht aus solchem Tode für sie selbst und für ein ganzes Volk, das lebensfähig sich erweist, weil so viele für sein Leben sterben können. —

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
renewals call (510) 649-2500
All items are subject to recall.

GTU Library
3 2400 00385 8770

F. Koehl

Der Weltkrieg im Lichte der

Kriegspredigt. 1—5. Tausend. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. V. Reihe 19. Heft). Klein 8. 1915. M. —.50. Gebund

Die P nd.
(Reli 8.
1914

Verz .

I. Re Die
Quellen us-
set: Jesus /6.
*Wrede: ion
hatten di 10.
Schmiedel 12.
Ders.: Ev ob-
schütz: I ung
des Neue Zu-
kunftshoff und
Jesus. — Der
sterbende a. i.
Verhältnis urt
des Heila —
20. Bauer ck-
ner: Das eit-
müller: T

II. R nn-
Haupt: I ge-
schichte. II.
*Merx: I che
Schriftum —
9. Nowack an:
Jeremia. – Die
religiöse und
Glaubensr die
Juden das ung
im Alten Ge-
fahr. — ner,
griechisch Fie-
big: Das T.
1917. —
In d en:

DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Gunkel: Mythus im A. T.; Gunkel: Sage und Legende im A. T.

III. Reihe. **Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleichung.** 1. Pfleiderer: Vorbereitung des Christentums in der griechi-

(Fortsetzung siehe nächste Seite.)

Verzeichnis der erschienenen Volksbücher.

Fortsetzung.

schen Philosophie. — 2. Bertholet: Seelenwanderung. — 3. Söderblom: Die Religionen der Erde. — 4. Hackmann: Der Ursprung des Buddhismus. — 5. Ders.: Der südliche Buddhismus. — 7. Ders.: Der Buddhismus in China usw. — 6. Wendland: Die Schöpfung der Welt. — 8. *Becker: Christentum und Islam. — 9. Vollmer: Vom Lesen und Deuten heiliger Schriften. — 10. Gressmann: Die Ausgrabungen in Palästina u. d. A. T. — 11. Bürkner: Altar und Kanzel. Geschichte des Gotteshauses. — 12. Jacoby: Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum. — 13./14. Nilsson: Primitive Religion. — 15. Stübe: Confucius. — 16. Stübe: Lao-tse. Seine Persönlichkeit und seine Lehre. — 17./18. Nilsson: Die volkstümlichen Feste des Jahres.

IV. Reihe. **Kirchengeschichte.** 1. *Jüngst: Pietisten. — 2. *Wernle: Paulus Gerhardt. — 3./4. *Krüger: Das Papsttum. Seine Idee und ihre Träger. — 5. *Weinel: Die urchristliche und die heutige Mission. — 6. Mehlhorn: Die Blütezeit der deutschen Mystik. — 7. Holl: Der Modernismus. — 8. Ohle: Der Hexenwahn. — 9. Baur: Johann Calvin. — 10. Anrich: Der moderne Ultramontanismus in seiner Entstehung und Entwicklung. — 11./12. Kattenbusch: Die Kirchen und Sekten des Christentums in der Gegenwart. — 13. Reichert: D. Martin Luthers Deutsche Bibel. — 14. Benser: Das moderne Gemeinschaftschristentum. — 15. Baumgarten: Die Abendmahlsnot. Ein Kapitel aus der deutschen Kirchengeschichte der Gegenwart. — 16. Köhler: Die Gnosis. — 17. Goetz: Das apostolische Glaubensbekenntnis. — 18. Peters: Franz von Assisi. — 19. Hoffmann: Die Aufklärung. — 20. Scheel: Die Kirche im Urchristentum. — 21. Herrmann: Die mit der Theologie verknüpfte Not der evangelischen Kirche und ihre Ueberwindung. — 22./23. Mulert: Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient. — 24. Niebergall: Die lebendige Gemeinde. 1917. — 25. Fuchs: Luthers deutsche Sendung. 1917. — 26. Saathoff: Luthers Glaube.

V. Reihe. **Weltanschauung und Religionsphilosophie. Religiöses Leben der Gegenwart.** 1. Niebergall: Welches ist die beste Religion? — 2. *Traub: Die Wunder im Neuen Testament. 11.—20. Taus. — 3. Petersen: Naturforschung und Glaube. 11.—15. Taus. — 4. *Meyer: Was uns Jesus heute ist. — 5. *O. Schmiedel: Richard Wagners religiöse Weltanschauung. — 6. *Bousset: Unser Gottesglaube. — 7./8. Rade: Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben. — 9. Lempp: Tolstoi. — 10./11. Fuchs: Der Monismus. — 12. Fuchs: Ewiges Leben. — 13. Wendland: Die neue Diesseitsreligion. — 14. Sodeur: Kierkegaard und Nietzsche. — 15./16. Eißfeldt: Krieg und Bibel. — 17./18. Titius: Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. — 19. Koehler, F.: Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. — 20. Bertholet: Religion und Krieg. — 21. Koehler, F.: Das religiös-sittliche Bewußtsein im Weltkriege. 1917. — 22. Fraedrich: Des Heervolkes Seele. 1917.

VI. Reihe. **Praktische Bibelerklärung** begründet von F. M. Schiele und herausgegeben von K. Aner. 1. K. Aner: Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Verdeutscht und ausgelegt. — 2. H. Böhlig: Aus dem Briefe des Paulus nach Rom. Verdeutscht und ausgelegt. — 3. F. Koehler: Die Pastoralbriefe. Verdeutscht und ausgelegt. — 4. O. Eißfeldt: Israels Geschichte. — 5. P. Torge: Aus Israels Propheten. Amos, Hosea, Jesaja, Jeremia, Deuterojesaja. — 6. K. Kautzsch: Die Philosophie des A. T. — 7. K. Aner: Die Apostelgeschichte (in Auswahl). — 8. Fleischmann: Alttestamentliche Lyrik.

* bedeutet: es existiert eine feine (gebundene) Ausgabe zum Preise von M. 2.50, Doppelnummern M. 2.—. (Bousset: Jesus M. 1.75.)

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.